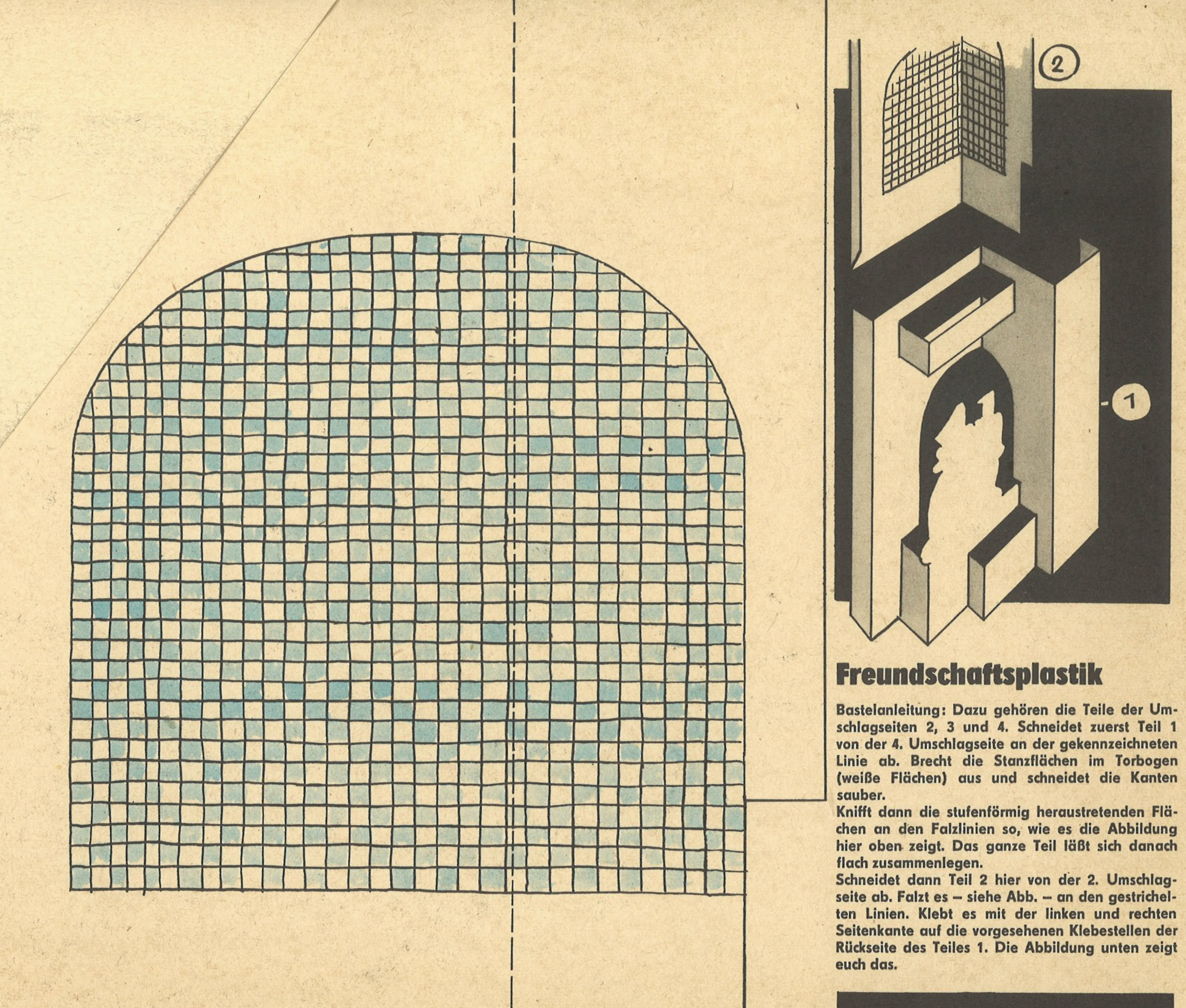

FRÖSI
4/80
PREIS 0,70 M
Index: 31743
PIONIERMAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
CA



Freundschaftsplastik

Bastelanleitung: Dazu gehören die Teile der Umschlagseiten 2, 3 und 4. Schneidet zuerst Teil 1 von der 4. Umschlagseite an der gekennzeichneten Linie ab. Brecht die Stanzflächen im Torbogen (weiße Flächen) aus und schneidet die Kanten sauber.
Knifft dann die stufenförmig heraustretenden Flächen an den Falzlinien so, wie es die Abbildung hier oben zeigt. Das ganze Teil läßt sich danach flach zusammenlegen.
Schneidet dann Teil 2 hier von der 2. Umschlagseite ab. Falzt es – siehe Abb. – an den gestrichelten Linien. Klebt es mit der linken und rechten Seitenkante auf die vorgesehenen Klebestellen der Rückseite des Teiles 1. Die Abbildung unten zeigt euch das.

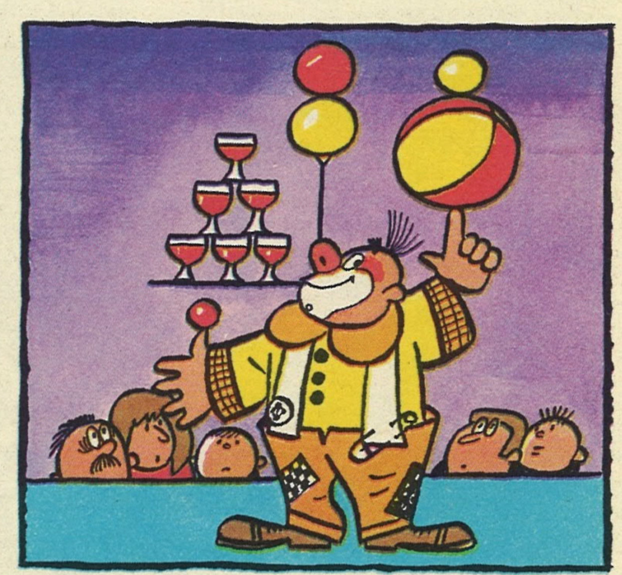
Zeichnungen: Richard Hambach

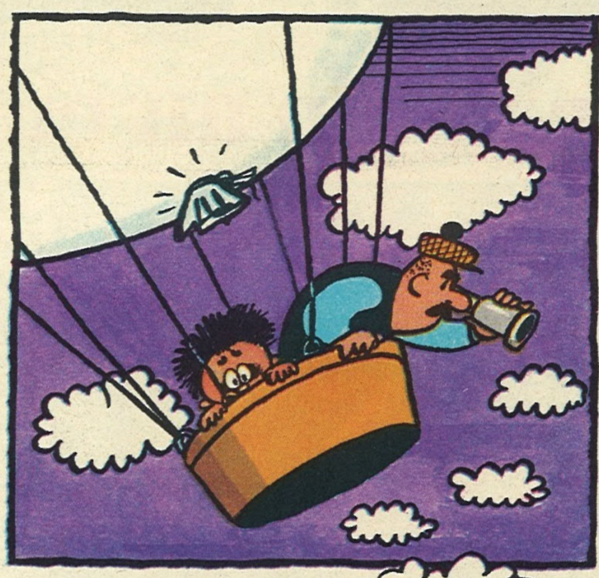
FRÖSI 4/80
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

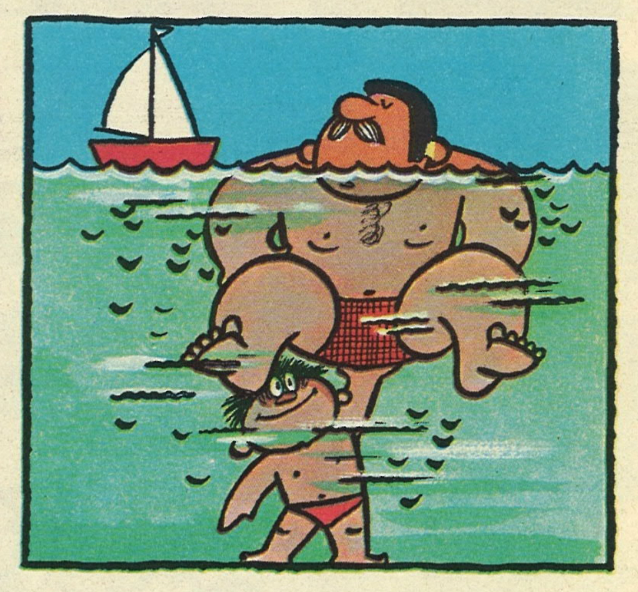
Haltet mal die Luft an – und taucht.

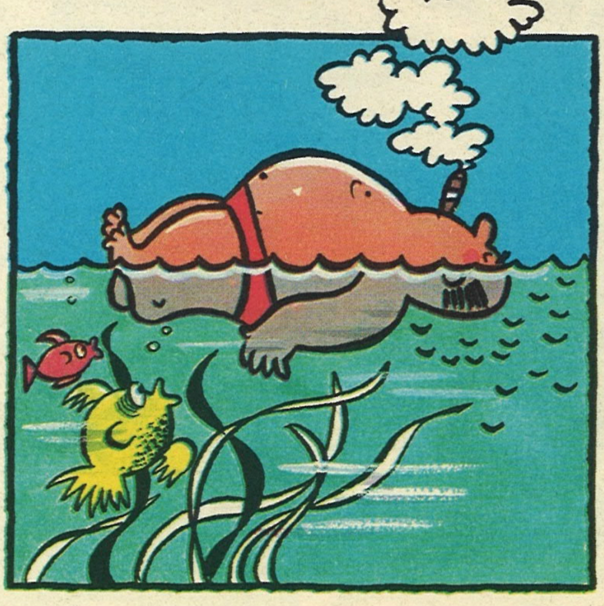
Habt ihr schon?
Na, dann bin ich euch ja kein Fremder mehr . . .
Die Wasserscheuen unter euch kennen mich sozusagen indirekt, auch vom Fernsehen, denn wenn Hochseeschiffe übers Meer ziehen mit ihren dicken Metallbäuchen, viel Wasser verdrängen und sicher in den Wellen schaukeln, dann bin ich mit „von der Partie".
Man kennt mich übrigens schon seit Jahrhunderten. Archimedes soll mit mir in der Badewanne ein Erlebnis gehabt haben. Dabei braucht man nicht unbedingt ins Wasser zu steigen, um mich kennenzulernen, denn in allen anderen Flüssigkeiten und auch Gasen wirke ich gesetzmäßig. Ich treibe immer nach oben oder halte mich in der Schwebe. Denn geht es nach unten, bin ich nicht mehr ganz ich . . .
Immer bin ich die Kraft, mit der ein Gegenstand in Flüssigkeiten oder Gasen gehoben wird, und betrage soviel, wie die Flüssigkeit oder das Gas wiegen, das die Körper verdrängen.
Ihr seht, es ist ganz einfach, mir auf die Spur – sprich meinen Namen – zu kommen. Denn ich lasse keinen Körper aus, und niemand kann mich überlisten. Wer sich in Flüssigkeiten oder Gas drängelt, wird mich gesetzmäßig kennenlernen. Ist der Körper spezifisch leichter, schwimmt er, und ich trage ihn, ohne zu ermüden . . .
Ist er gleichschwer wie das verdrängte Medium, lasse ich ihn schweben, ist er schwerer, wird er mich nicht kennenlernen. So bekommt jeder, was er nach den Gesetzen der Physik verdient. Auf, auf! Laßt euch zum Lexikon treiben!

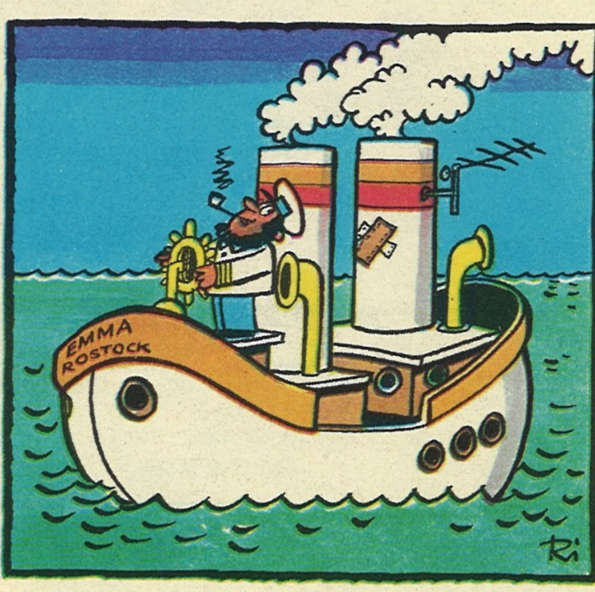












1. Wie heiße ich?

2. Nenne drei Beispiele, wo ich genutzt werde!

Schicke die Antwort auf einer Postkarte an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Jahrestag der Befreiung

Heute, ein Festtag im ganzen Land,
heute vor 35 Jahren,
waren es die Sowjetsoldaten,
die beendeten den Krieg
und brachten den Sieg.

Danach entstand unsere DDR,
wurde sozialistisch und
veränderte sich sehr.
Wir sind stolz auf das, was wir geschafft
mit eigener und Freundeskraft.

Simone Gafron, 10 Jahre



Elke Didschuneit, Schwedt, „Kranzniederlegung am sowjetischen Ehrenmal in Berlin-Treptow"



Felicitas Winkler, Radebeul, „Der tanzende Sowjetsoldat"

Wir geh'n an eurer Seite

Zum Bild des Monats



Robert Flemming, Schwedt, „Gemeinsames Panzermanöver der sowjetischen Armee mit der NVA"

Fotos: Renate Wagner (1), Horst Glocke (2)

Wir geh'n an eurer Seite

Wir danken euch, Soldaten
des großen Sowjetland'.
Ihr brachtet uns die Freiheit.
Die DDR entstand.

Wir halten fest zusammen
und reichen euch die Hand,
euch tapf'ren Sowjetmenschen,
und knüpfen fest das Band.

Wir geh'n an eurer Seite
und halten gleichen Schritt.
Wir Thälmannpioniere
marschieren auch schon mit.

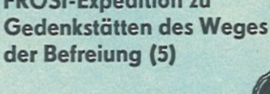
Nicole Nugk, 12 Jahre

Zum 8. Mai

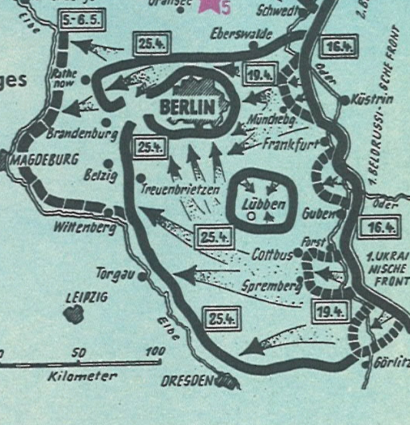
Lieber Sowjetsoldat,
deiner wollen wir heute gedenken.
Wir kommen an dein Grab
und schmücken es mit Blumen.
Mit Blumen, rot wie die Sonne,
rot wie die Äpfel,
die im Herbst von den Bäumen fallen.
Rot wie die Fahne,
die du getragen hast.

Petra Nitsche, 10 Jahre

Sie sind unser aller Mütter und Schwestern



FRÖSI-Expedition zu Gedenkstätten des Weges der Befreiung (5)



Wer kennt ihre Namen, wer kennt ihre Leiden und Todesängste? 130 000 Frauen, Mädchen, ja Kinder, aus über zwanzig Nationen waren es, die die Faschisten im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück im Kreis Gransee einkerkerten. Sechs Jahre – 1939 wurde das Lager errichtet – herrschten hier Mord, Menschenverachtung, grausamer Terror.

Heute wissen wir: Standhaftigkeit, Mut, Zukunftsgewißheit, der Wille zum Leben waren bei den Antifaschisten stärker als der Tod.

Dennoch, für 92 000 hoffende Menschen kamen die Befreier zu spät. Wir können nur ahnen, was in den Köpfen und Herzen der jungen Panzerbesatzungen vorging, als sie am 30. April 1945 mit ihren T 34 das Lagertor vom KZ Ravensbrück durchbrachen. Dreitausend schwerkranke gequälte Frauen – der größte Teil der Häftlinge war von der SS auf einen Todesmarsch geschickt worden – empfingen die Soldaten der Roten Armee.

Sowjetische Ärzte und Schwestern linderten die Schmerzen, retteten vielen Frauen noch das Leben.

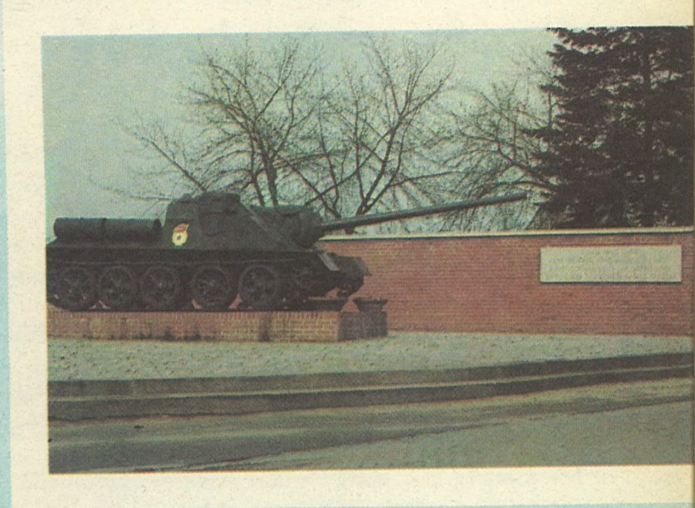
Auf einem Teil des Ortes der Anklage des Faschismus wurde eine Mahn- und Gedenkstätte errichtet. Niemand darf vergessen, was hier geschah.

Namhafte Kunst- und Geistesschaffende unseres Landes klagten mit ihren Werken diese Verbrechen an. So stehen die Worte von Anna Seghers am Eingang der Gedenkstätte:

„Sie sind unser aller Mütter und Schwestern. Ihr könntet heute weder frei lernen noch spielen, ja, ihr wäret vielleicht gar nicht geboren, wenn solche Frauen nicht ihre zarten schmächtigen Körper wie stählerne Schutzschilde durch die ganze Zeit des faschistischen Terrors vor euch und eure Zukunft gestellt hätten."

Das Hauptmonument wurde von dem Künstler Will Lammert gestaltet und von Fritz Cremer vollendet.

Zehntausende besuchen jährlich diese Gedenkstätte. Unter ihnen viele Jung- und Thälmannpioniere, FDJler und Schüler. Sie ehren ihre Vorbilder Katja Niederkirchner und Olga Benario-Prestes sowie die Frauen, Mädchen und Kinder aus Lidicé, die hier in Ravensbrück ihr



Leben ließen. Sie wissen, zu den Häftlingen, die hier eingekerkert und gequält wurden, zählten Frauen aus der Sowjetunion, der ČSR, Polen, Frankreich, Spanien, Belgien und vielen anderen Ländern.

Sie ehren und achten auch die Tochter des unvergessenen Vorbildes Ernst Thälmann, Genossin Irma Thälmann, die dank der Solidarität diese Mordhölle überlebte.

Text und Fotos: Bärbel Rucht





Zum 35. Jahrestag der Befreiung unseres Volkes vom Faschismus

Genossen Radj Fisch, Moskau

Radj, mein lieber Freund!

Wenn ich diese Zeilen an Dich schreibe, zumal noch in dieser ungewöhnlichen Form, so hat das einen doppelten Grund. Zum einen möchte ich, daß Du wieder etwas von mir hörst. Zum anderen hindert mich gerade das, was ich Dir sagen möchte, daran, einen intimeren Brief abzufassen.

So wirst Du sicher, lieber Radj, verstehen, warum ich mit diesem Brief an Dich sozusagen in die Öffentlichkeit geflohen bin. Man könnte es vielleicht so definieren: Dem Schriftsteller, dem das Herz voll ist, läuft die Feder über. Hin und her habe ich überlegt, wie ich das, was ich Dir sagen möchte, so nüchtern wie möglich fasse. Aber es gelang nicht. Ein bestimmter Vorgang hat sich in mir so tief eingeprägt, daß er ohne Gefühlsteilnahme nicht wiederzugeben ist.

Ich spreche von dem Beginn unserer Freundschaft. Gewöhnlich entstehen Freundschaften ja so: Man lernt sich bei irgendeiner Gelegenheit kennen, findet gleiche Interessen, entdeckt das Anziehende der gegenseitigen Charaktere, und im Fortlauf der Gemeinsamkeit festigt sich die Zuneigung. So war es ja auch bei uns. Wir wurden durch sachwaltende Überlegung unserer Schriftstellerverbände zusammengespannt, um auf dem Eise des Nordpols eine sowjetische Driftstation zu besuchen. Dieses große Erlebnis allein band uns wohl schon zusammen. Wir erfuhren gegenseitig von uns, und die grandiose arktische Kulisse machte alles bedeutungsvoll. Aber das tiefe Empfinden der Freundschaft geschah in einem ganz bestimmten Augenblick. Wir wollten eine Exkursion zum Rande der Eisscholle unternehmen, dort wo das Preßeis sich gewaltig und zerklüftet auftürmte. Arthur, der Stationsleiter, erteilte dazu die Genehmigung, vielerlei Gefahren wegen mußten es ohnehin mindestens zwei Personen sein, die die Station verließen. Bei unserem Abmarsch lud Arthur einen Karabiner durch und hängte ihn mir auf die Schulter, immerhin war es ja schon vorgekommen, daß unvermittelt aus den Schluchten des Preßeises ein Eisbär auftauchte. Ich sehe noch Deinen Blick, als Arthur mir das Gewehr gab mit einigen Bedienungsanweisungen. Tage zuvor erzähltest Du mir Deine Kriegserlebnisse. Sehr sparsam hattest Du geschildert, wie an der karelischen Front ein deutscher Soldat ganz dicht vor Dir den Karabiner hob, Du konntest ihn deutlich erkennen, sogar sein Gesicht. Am Abend dieses Tages, als wir uns mit geschmolzenem Eiswasser wuschen, überkam mich beklemmende Scheu, als ich die gräßlichen Narben des Infanteriegeschosses auf Deiner Brust sah. Du hattest das gemerkt, und mit einem Schuß Ironie, die sich um Heiterkeit mühte, sagtest Du leichthin: „Immer wenn ich Kriegsbilder sehe, einen Deutschen mit dem Gewehr in der Hand, löst das eigenartige Assoziationen in mir aus, die Narbe juckt. Mach etwas dagegen." – Und nun marschierte ich neben Dir her, mit geschultertem Karabiner, um Dich und mich zu beschützen, wenn es sein mußte, Dein Blick, aus schrecklicher Erinnerung geboren, war sogleich wieder erloschen, jedoch hatte er sich bereits in mir festgehakt. Auch ich hatte Dir ja meine Kriegserlebnisse erzählt, von jenem Mißbrauch, den man mit mir trieb und von dem ich damals nicht im entferntesten ahnte. Aber sei es, wie es war – auch ich hatte geschossen. – War die Situation nicht gerade angetan, alte Wunden aufbrechen zu lassen? Einen Augenblick lang schoß es mir durchs Hirn, Dir die Waffe zu geben. Aber ein Instinkt hinderte mich daran. Heute weiß ich, daß ich Dich damit zutiefst beleidigt hätte.

Im einzelnen kann ich die Gedanken nicht mehr zusammenfügen, die in mir waren, als wir zum Schollenrand stapften. Wenn auch nur ahnend, versuche ich mir vorzustellen, was Dich bewegte. Ein ganzes Stück marschierten wir schweigend nebeneinander. Aber heute weiß ich genau – und es ist das, was ich überhaupt mit diesen Zeilen sagen möchte –, in dieser Stunde wurde unsere Freundschaft geboren. Wir haben nie wieder über diesen Vorgang gesprochen, aber ich bin sicher, gerade weil wir nicht mehr davon redeten, daß auch Deine Empfindungen die gleichen sind. Wir beide gehören einer Generation an, die dem Verbrechen des faschistischen Krieges unsere besten Jahre opferten, und Du hast im Kampf gegen dieses Verbrechen sogar mit Blut bezahlt. Das tiefe Erlebnis auf dem Nordpoleis hat mir deshalb Deine Freundschaft so besonders wertvoll gemacht. Sie ist mehr für mich als persönliche Bereicherung, sie ist das Wohlbehagen mit Dir und in der Gemeinschaft Tausender, sich auf dem gemeinsamen Weg zu einem besseren Ufer in dieser Welt zu befinden.

So, mein lieber Radj, es ist gesagt, was mir lange schon auf der Seele brannte. Ich muß hinzufügen, ich wünsche Dir alles Gute, keine Verdrießlichkeit bei der Arbeit mit der Feder. Wie grüßte uns Arthur am Nordpol, wenn er uns beide daherkommen sah . . .

ACHTUNG!

Dein Paul Herbert Freyer

(redaktionell leicht gekürzt)

Der Subbotnik

„Der Kommunismus beginnt dort, wo einfache Arbeiter in selbstloser Weise, harte Arbeit bewältigend, sich Sorgen machen um die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, um den Schutz eines jeden Puds Getreide, Kohle, Eisen und anderer Produkte, die nicht den Arbeitenden persönlich und nicht den ihnen ‚Nahestehenden' zugute kommen, sondern ‚Fernstehenden', d. h. der ganzen Gesellschaft ..."

W. I. Lenin

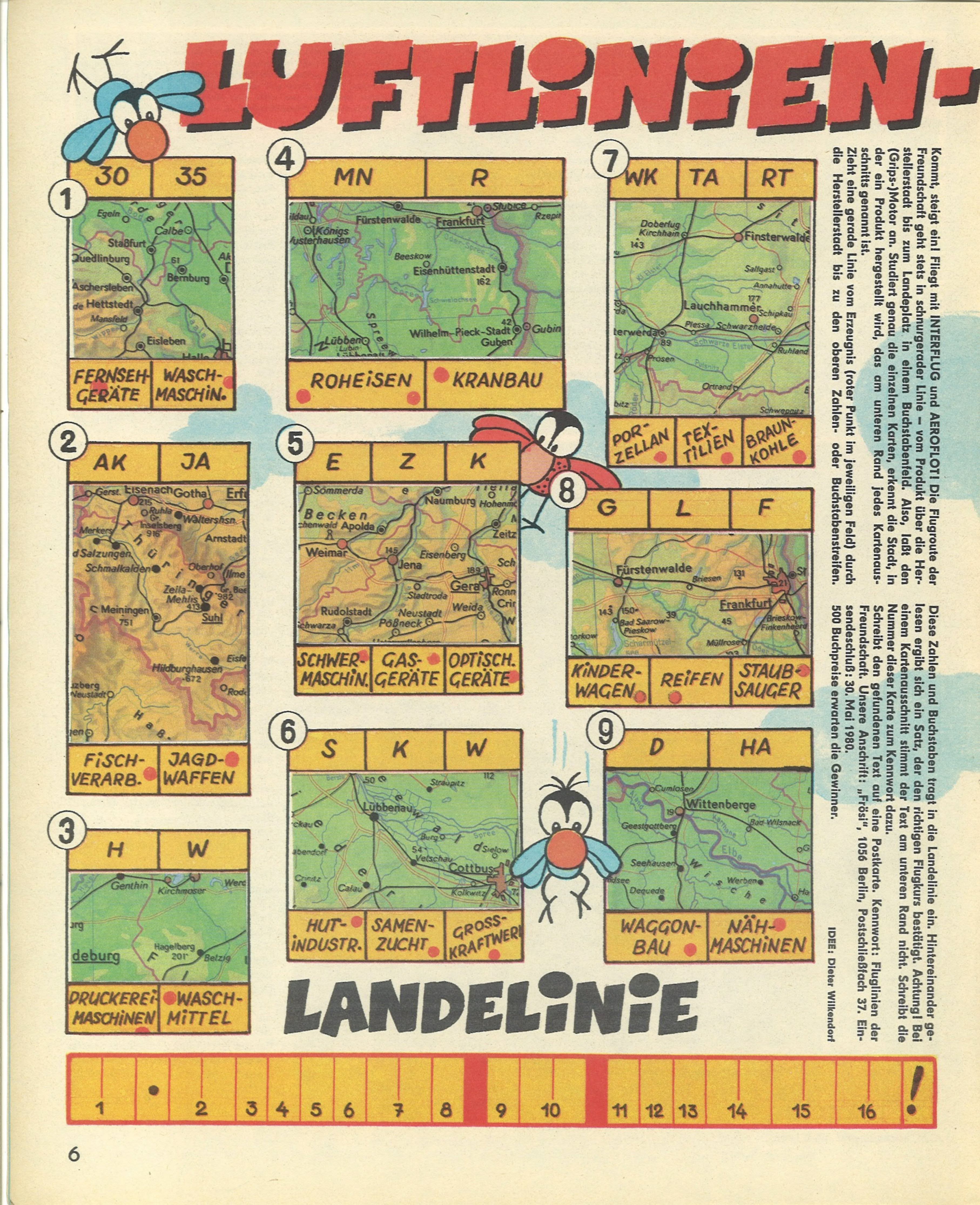
A. KONONOW

Die Jahre 1919–1920 waren eine schwere Zeit für die junge Sowjetmacht. Überall stieß man auf die Spuren des Bürgerkrieges: gesprengte Brücken, die sich vergeblich über die Flüsse reckten, verbrannte Häuser, in denen niemand mehr lachte und weinte, zertrümmerte Lokomotiven, die unbeweglich auf den Schienen lagen.
Das Sowjetland mußte die Wirtschaft neu aufbauen.
Da, in der Zeit des Elends und der Not, versammelten sich an den Feiertagen oder werktags in der freien Zeit Hunderttausende von Arbeitern und Soldaten, um viele Stunden ohne Entgelt zu arbeiten, weil sie ihre Arbeiter-und-Bauern-Regierung, ihre Sowjetmacht stärken wollten. Das Beispiel dafür hatten am 10. Mai 1919 die Arbeiterkommunisten der Moskau-Kasaner Eisenbahn gegeben.
Wir müssen die Wirtschaft in Gang bringen, sagten sie sich und fingen an, den „Lokomotivfriedhöfen" zu Leibe zu rücken. Sie räumten den Schrott beiseite, suchten die noch verwendbaren Teile heraus, beluden die Züge mit Kohle und Holz. Es war ein Sonnabendnachmittag, als sie ihre Arbeit begannen, und deshalb trug ihr freiwilliger unbezahlter Arbeitseinsatz fortan den Namen „Subbotnik" (subbota – Sonnabend). Die Arbeiter anderer Betriebe und Werke folgten dem Beispiel der Kommunisten der Moskau-Kasaner Eisenbahn.
Aus dem Beispiel wurde eine Massenbewegung.
Der 1. Mai 1920 wurde dann zum Allunionssubbotnik erklärt. Alle arbeiteten an diesem Feiertag, angefangen von den Mitgliedern des Rates der Volkskommissare im Kreml bis zu den Arbeitern der kleinsten Siedlung irgendwo im fernen Sibirien. Und zu dieser Arbeit zogen die Menschen mit Musik wie zu einer großen Feier.
An diesem Morgen dröhnte um 8.00 Uhr im Kreml dreimal die Kanone. Das war das Zeichen für die Arbeiter, die Angestellten und die Kremlkursanten, sich auf dem Platz zu sammeln.
Als sie angetreten waren, sagte der Kremlkommandant: „Genosse Lenin wird am Subbotnik teilnehmen."
Mit schnellen Schritten ging Lenin vor den Gruppen her. Der Kommissar der Kriegsschule hatte ihn gebeten, als Ältester den ersten Platz einzunehmen, und Lenin war damit einverstanden.
Unter den Klängen der Musik marschierten sie zu jener Stelle des Kreml, der als Abladeplatz für Holzstämme, Steine, Schutt gedient hatte. Zerstörte Fahrzeuge lagen umher, die Erde war von Granaten aufgewühlt. All das war vom Kampf mit den Weißgardisten während der Oktoberrevolution übriggeblieben.
Heute sollte der Tag genutzt und der gesamte Kremlplatz in Ordnung gebracht werden.
Zuerst wurden die Baumstämme weggeräumt. Die Stämme waren schwer, zwei, oft auch vier Männer mußten anfassen, um die Stämme zu tragen. Lenin arbeitete mit einem Soldaten zusammen. Der achtete darauf, daß Lenin das dünne Ende des Stammes faßte, er selbst griff nach dem dicken, schwereren Ende. Doch bald merkte Wladimir Iljitsch das und griff nun seinerseits als erster nach dem Stamm. Da sagte der Soldat:
„Ich bin achtundzwanzig Jahre, Sie aber sind fünfzig Jahre, lassen sie mir die größere Last."
Lenin lud sich das Ende des Stammes auf die Schulter und lachte: „Streiten Sie nicht mit mir, ich bin älter als Sie."
Die Stämme waren vom Platz getragen, jetzt griff man nach den riesigen Eichenklötzen. Zu sechst quälten sie sich mit ihnen ab. Es war keine leichte Arbeit, selbst den Arbeitern liefen dicke Schweißtropfen über die Stirn.
Lenin arbeitete jetzt mit drei Kursanten und zwei Arbeitern zusammen.
Der eine Arbeiter sah Lenin an und sagte schließlich:
„Wladimir Iljitsch! Wir schaffen es auch ohne Sie. Sie haben wichtigere Dinge zu leisten."
Wladimir Iljitsch antwortete:
„Jetzt ist diese Arbeit hier am wichtigsten."
Und alle, die gemeinsam mit Lenin an diesem 1. Mai zupackten, fühlten: die schwere Tätigkeit heute ist ein richtiger Feiertag. Jeder wollte sich bei der Arbeit auszeichnen, es wurde gelacht und gesungen. Alle bemühten sie sich, nicht hinter Lenin zurückzubleiben.

(Übersetzt von Liselotte Obst)



A. M. Michailowski „W. I. Lenin"



Kommt, steigt ein! Fliegt mit INTERFLUG und AEROFLOT! Die Flugroute der Freundschaft geht stets in schnurgerader Linie – vom Produkt über die Herstellerstadt bis zum Landeplatz in einem Buchstabenfeld. Also, laßt den (Grips-)Motor an. Studiert genau die einzelnen Karten, erkennt die Stadt, in der ein Produkt hergestellt wird, das am unteren Rand jedes Kartenausschnitts genannt ist.

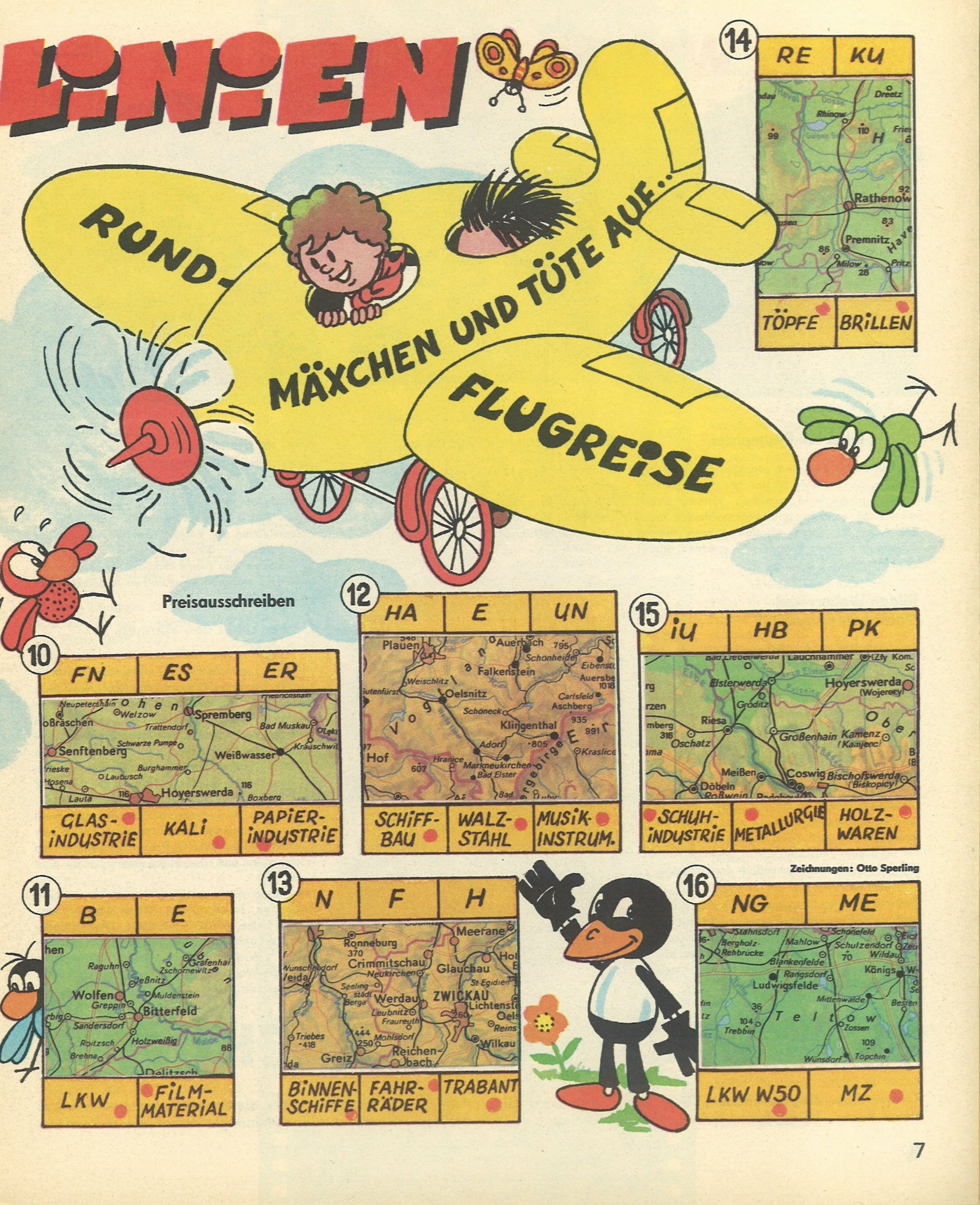
Zieht eine gerade Linie vom Erzeugnis (roter Punkt im jeweiligen Feld) durch die Herstellerstadt bis zu den oberen Zahlen- oder Buchstabenstreifen.

Diese Zahlen und Buchstaben tragt in die Landelinie ein. Hintereinander gelesen ergibt sich ein Satz, der den richtigen Flugkurs bestätigt. Achtung! Bei einem Kartenausschnitt stimmt der Text am unteren Rand nicht. Schreibt die Nummer dieser Karte zum Kennwort dazu.

Schreibt den gefundenen Text auf eine Postkarte. Kennwort: Fluglinien der Freundschaft. Unsere Anschrift: „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 30. Mai 1980.

500 Buchpreise erwarten die Gewinner.

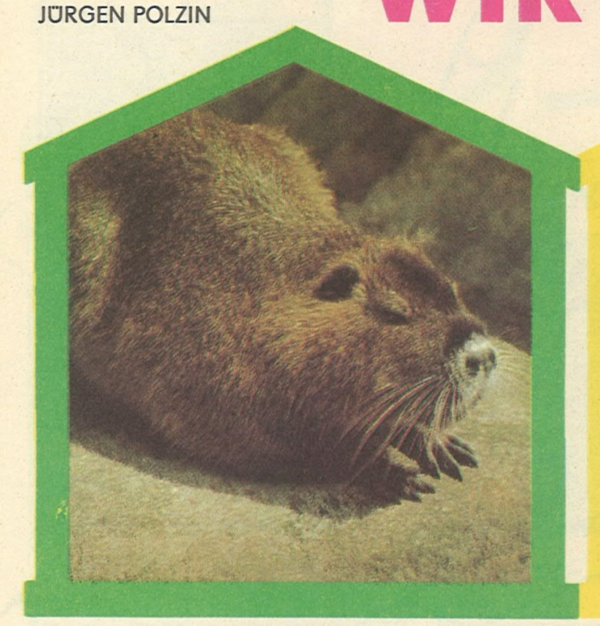
IDEE: Dieter Wilkendorf

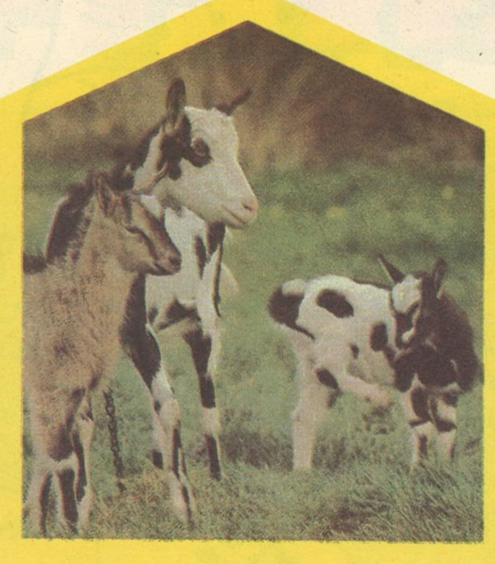

LINIEN
RUND-
MÄXCHEN UND TÜTE AUF...
FLUGREISE
Preisausschreiben
14
RE
KU
TÖPFE
BRILLEN
10
FN
ES
ER
GLAS-INDUSTRIE
KALI
PAPIER-INDUSTRIE
12
HA
E
UN
SCHIFF-BAU
WALZ-STAHL
MUSIK-INSTRUM.
15
iu
HB
PK
SCHUH-INDUSTRIE
METALLURGIE
HOLZ-WAREN
Zeichnungen: Otto Sperling
11
B
E
LKW
FILM-MATERIAL
13
N
F
H
BINNEN-SCHIFFE
FAHR-RÄDER
TRABANT
16
NG
ME
LKW W50
MZ

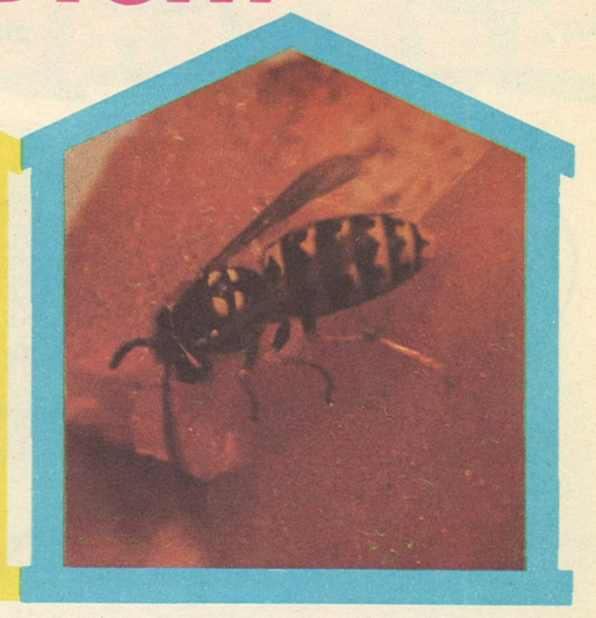
JÜRGEN POLZIN

WIR FRAGEN DICH!

Fotos: Herbert Schier







Ist der Biber ein Baumeister?

An Fluß- oder Bachufern errichten die Biber ihre Burgen, die sie vom Wasser her durch mehrere Röhren schwimmend erreichen können. Damit diese Zugänge immer unter Wasser bleiben, fällen die Biber mit ihren scharfen Zähnen Bäume, schleppen sie zum Wasser und errichten daraus Staudämme.

Bilden Webervögel Dachdeckerbrigaden?

Eine Unterfamilie der Webervögel, die im Innern Südafrikas lebenden Siedelweber, haben eigenartige Nistgewohnheiten. Sie bauen viele Nester eng aneinander und errichten darüber gemeinschaftlich ein allen dienendes großes Dach.

Werden im Ameisenstaat Arbeitstiere und Milchkühe gehalten?

Die Amazonenameise ist nicht fähig, selbst Nahrung zu suchen, ja, sie kann nicht einmal selbst fressen. Sie raubt Puppen anderer Ameisenvölker, die nach dem Ausschlüpfen als alleinige Arbeitstiere alle Arbeiten, einschließlich der Fütterung, zu verrichten haben.

Blattlausweibchen benötigen für die Erzeugung von Jungen viel Eiweißstoffe. Sie saugen deshalb große Mengen Pflanzensäfte auf. Das darin enthaltene Zuckerwasser geben sie durch den After ab. Es bildet eine begehrte Nahrung für die Ameisen, die die Blattläuse geradezu melken.

Sind Ziegen Umweltgestalter?

In Sankt Helena haben die von den ersten Anseglern ans Land gesetzten Ziegen die alte Vegetation fast ganz ausgerottet. Damit haben sie die Umwelt so verändert, daß sich die von späteren Siedlern mitgeführten Pflanzen ausbreiten konnten.



Sind im Bienenstock Architekten am Werk?

In einem Bienenstock leben zwanzig- bis dreißigtausend Arbeitsbienen. Ein Teil davon sammelt Nektar und Blütenstaub, während andere die zur Aufbewahrung der Vorräte bzw. zur Aufzucht der Brut benötigten Bienenwaben herrichten. Durch den exakten Bau dieser Wachszellen könnten die Bienen so manchen menschlichen Architekten beschämen.

Gibt es unter den Spinnen Erfinder?

Im Herbst schlüpfen viele Jungspinnen aus ihren Kokons. Damit sie sich nicht am Ort ihrer Geburt ins Gehege kommen, treten sie eine Luftwanderung an. Dazu besteigen sie den höchsten Punkt ihres Standortes, recken den Hinterkörper mit den Spinnwarzen hoch empor und lassen aus ihren Spinnwarzen einen Faden hervorschießen. Hat dieser eine bestimmte Länge erreicht, trägt ihn der Wind mitsamt dem Spinnlein davon. Um immer wieder zur Erde zu kommen, hat die Jungspinne ein einfaches Mittel: Sie klettert auf ihrem Faden aufwärts, wickelt ihn mit den Beinen zu einem weißen Flöckchen auf und schwebt mit diesem auf die Erde hinab.

Die Wasserspinne spinnt sich unter Wasser eine regelrechte Taucherglocke. Unter eine waagerechte, unter Wasser gespannte Gespinstdecke trägt sie Luftbläschen, die das Gespinst glockenförmig auftreiben. Unter dieser Taucherglocke macht die Wasserspinne Jagd auf Kleinlebewesen. Hier zieht sie ihre Jungen auf.

Redaktion FRÖSI
1056 Berlin, PSF 37

WIR FRAGEN EUCH!

Redaktion FRÖSI
1056 Berlin, PSF 37

Können Biber, Ziegen, Ameisen, Vögel, Bienen, Spinnen wirklich etwas bauen, konstruieren, weben, erfinden, können sie sich Arbeits- und Haustiere halten, die Umwelt gestalten – arbeiten die Tiere? Schreibt uns eure Meinung! (Einsendeschluß ist der 30. 6. 1980)



Stärker als Worte

Mit dem Frühling war das Storchenpaar in unser Dorf gekommen, wie bestellt für die Dreharbeiten zum Fernsehfilm „Gesine". Eine Gruppe von Filmleuten suchte geeignete Mitspieler unter den Pionieren. An Bewerbern mangelte es nicht, wer aber würde die Hauptperson überzeugend darstellen können?

Kerstin, ziemlich klein für ihre elf Jahre, sah aus wie neun. Als einzige der Klasse trug sie noch Zöpfe. Unbefangen bewegte sie sich bei den Probeaufnahmen. Die fielen überraschend gut aus, und der Regisseur traute dem zierlichen Mädchen die Titelrolle zu.

„Wagst du es?" fragte er.

„Ja!" sagte Kerstin entschlossen und klemmte das dicke Drehbuch unter den Arm. Ihren Augen sah man die Freude an. Sie liebte die Geschichte der mutigen Gesine Jensen, die im Kriegsjahr 1944 einem halbverhungerten Gefangenen half, obwohl es der Gendarm und selbst ihre Mutter verboten hatten.

Gründlich las Kerstin das Drehbuch. Sie stellte sich vor, wie es damals gewesen sein mochte. Manchmal träumte sie nachts davon und schlüpfte sozusagen in die Haut des Mädchens aus der Landarbeiterkate. Von ihrem Spiel hing viel ab, das wußte sie wohl. Der Film über Menschlichkeit und Solidarität in jener barbarischen Zeit sollte die Zuschauer packen und zum Nachdenken anregen.

Mittlerweile wurden alle Schauspieler verpflichtet und die Statisten ausgewählt. Nur den passenden Hund hatte man noch nicht gefunden. Sein „Steckbrief" im Drehbuch lautete: klug und menschenfreundlich, unempfindlich gegen Scheinwerferlicht, darf nur bellen, wenn er soll und muß in ein Henkelkörbchen passen.

„Wo bleibt Hoppel?" fragte Kerstin den Requisitenbeschaffer. „Ohne Hoppel geht es nicht."

Der Mann stöhnte: „Ooch, Kindchen, deine Wundertöle bringt mich um den Schlaf." Und zum drittenmal fuhr er auf Hundesuche durch die Dörfer.

Endlich bekam Kerstin einen Filmhund wie er im Buche stand. Der struppige Mischling – „selbstgestrickt", sagte der Requisiteur – reichte ihr bis zur Wade. Sogleich beschnupperte er sie schwanzwedelnd, ließ sich streicheln und murkeln und im Körbchen nach Hause tragen. Am liebsten schlappte er Milchreis mit Zucker und Zimt oder knackte genießerisch Bonbons. Ein Schleckermaul, das von der ganzen Familie verwöhnt wurde.

Als die Dreharbeiten begannen, wich Hoppel nicht von Kerstins Seite. Er hatte sie zutiefst in sein Hundeherz geschlossen. Nur auf ihre Stimme hörte er, längst brauchte sie keine Leine mehr.

Eine Woche später sah sie den sowjetischen Schauspieler Anatoli. Barfüßig kam er auf den Dorfplatz, stoppelbärtig, mit geschorenem Kopf und zerschlissener Uniformbluse. Die Filmleute nannten ihn Tolja, doch für Kerstin war er der geschundene Gefangene aus dem Stacheldrahtlager.

„Nikolai, Drushba!" rief sie und lief ihm entgegen.

Er schwenkte sie ein paarmal herum, setzte sie am Brunnentrog aufs Knie, stupste den Finger auf ihre Nase und sagte in gebrochenem Deutsch: „Nu, ich seh'n, du Gesina."

Sie wies auf ihren struppigen Begleiter. „Das ist Hoppel, unser Mitspieler. Komm, Hoppelmann, gib Nikolai Pfötchen."

Nein, diesmal gehorchte Hoppel nicht. Mißtrauisch hob er die Nase und hielt Abstand. Erst nach einigen Tagen schwand seine Eifersucht auf Tolja. Er mochte wohl spüren, daß Kerstin und der barfüßige Mann zusammengehörten.

Die freundschaftliche Verbundenheit zwischen den beiden Hauptdarstellern vertiefte sich während der Drehwochen und strahlte auf alle Beteiligten aus. Vor der Kamera paßte Kerstin ihr Verhalten der einfühlsamen Spielweise Toljas an. Sie war eine überzeugende Partnerin. Ihre Begegnungen mit dem Gefangenen, ob im Hof oder Stall oder am Birkenwald, gehörten zu den eindrucksvollsten Filmszenen. Erstaunlich, wie konzentriert das Mädchen bis zur letzten Einstellung durchhielt.

Die Erstaufführung des „Gesine"-Films in der sowjetischen Garnison war ein Dank an die jungen Soldaten, die bereitwillig mitgewirkt hatten. Eine Dolmetscherin übersetzte die Sprechtexte, gab es aber bald auf, weil die Bilder stärker waren als Worte. Am Schluß dröhnte der Saal vom Beifall.

Wie schwer Kerstin der Abschied von Tolja fiel, kann sich jeder vorstellen. „Doswidanja", flüsterte sie bei der Umarmung und winkte lange und hoffte, ihm noch einmal zu begegnen. Vielleicht in seiner Heimat?

Text: Karl Neumann
Fotos: Horst Netzband

DUTIK

Nach Motiven der Erzählung von Ilja Andrianow, Held der Sowjetunion

Text und Zeichnungen: Hans Betcke



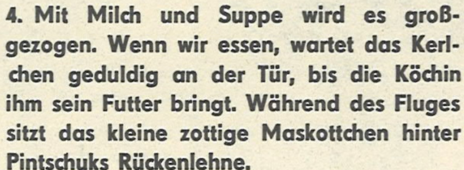
1. Im Winter 1943 lag unsere Staffel sowjetischer Flieger in einer gottverlassenen Einöde. Neben dem Flugplatz, einem offenen Feld, hatten die Soldaten Erdhütten errichtet. Eine alte Kolchosscheune, wie durch ein Wunder vom Kriege verschont, diente als Kantine.





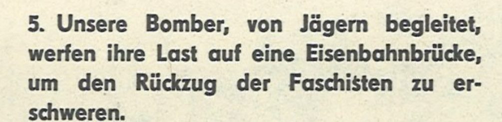
2. Leutnant Pintschuk, ein hervorragender Jagdflieger, mußte eines Tages in der Nähe notlanden. Sein Blick fiel auf einen kleinen Farbfleck im Schnee: Ein Hündchen! In seinen Armen wärmte er es.

3. „Dutik" heißt das Heckrad des Flugzeuges. Dutik nannten wir auch dieses winzige, sich drehende lebende Wollknäuel. Ein Fausthandschuh ist seine erste Wohnung.



4. Mit Milch und Suppe wird es großgezogen. Wenn wir essen, wartet das Kerlchen geduldig an der Tür, bis die Köchin ihm sein Futter bringt. Während des Fluges sitzt das kleine zottige Maskottchen hinter Pintschuks Rückenlehne.





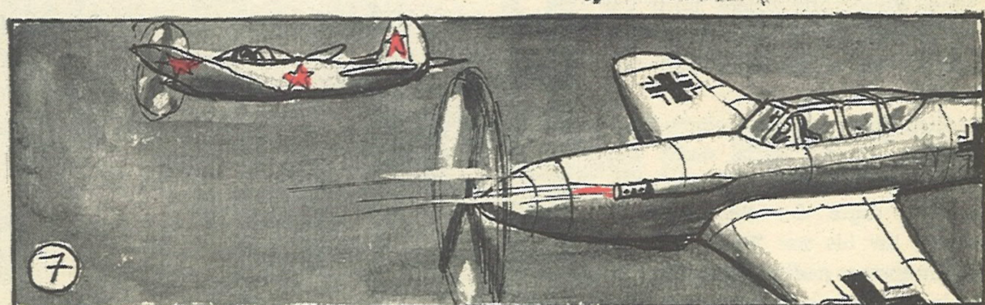
5. Unsere Bomber, von Jägern begleitet, werfen ihre Last auf eine Eisenbahnbrücke, um den Rückzug der Faschisten zu erschweren.

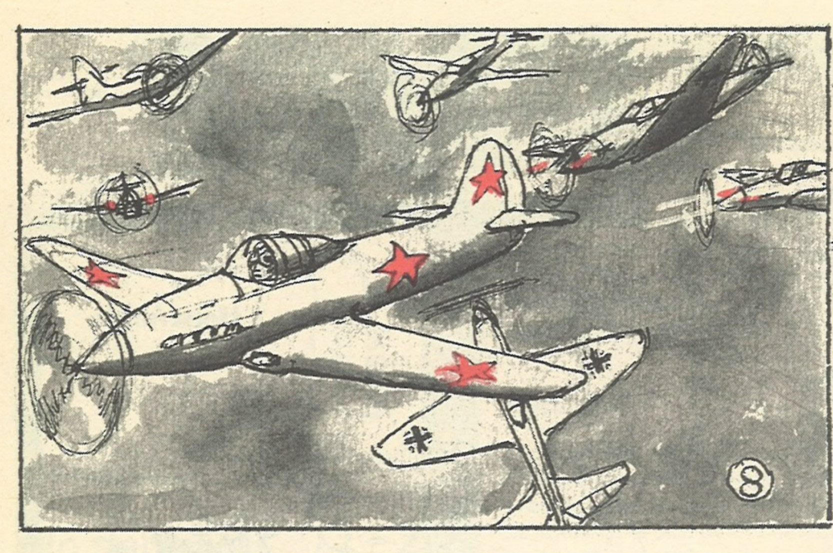


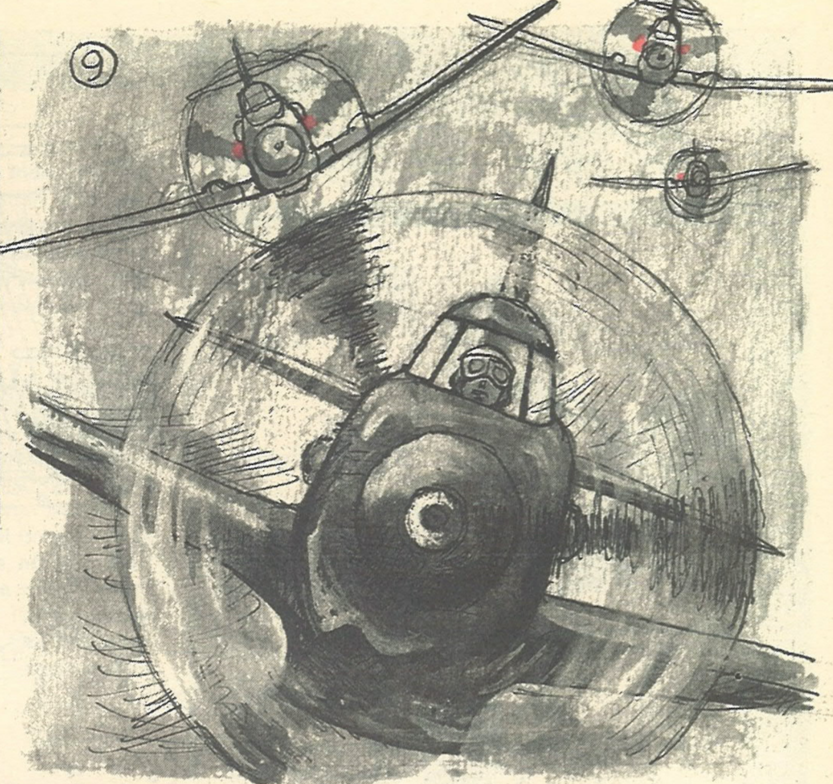
6. Die feindliche Flak feuert. Pintschuk ist einen Augenblick unaufmerksam. Da berührt eine weiche Schnauze seine Schulter.

7. Er blickt sich um und zuckt zusammen. Dicht hinter ihm setzt eine Messerschmitt zum Angriff an! Pintschuk reißt den Steuerknüppel herum – die Feuergarbe verfehlt ihn.

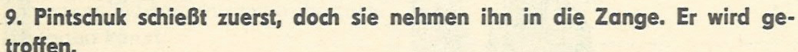




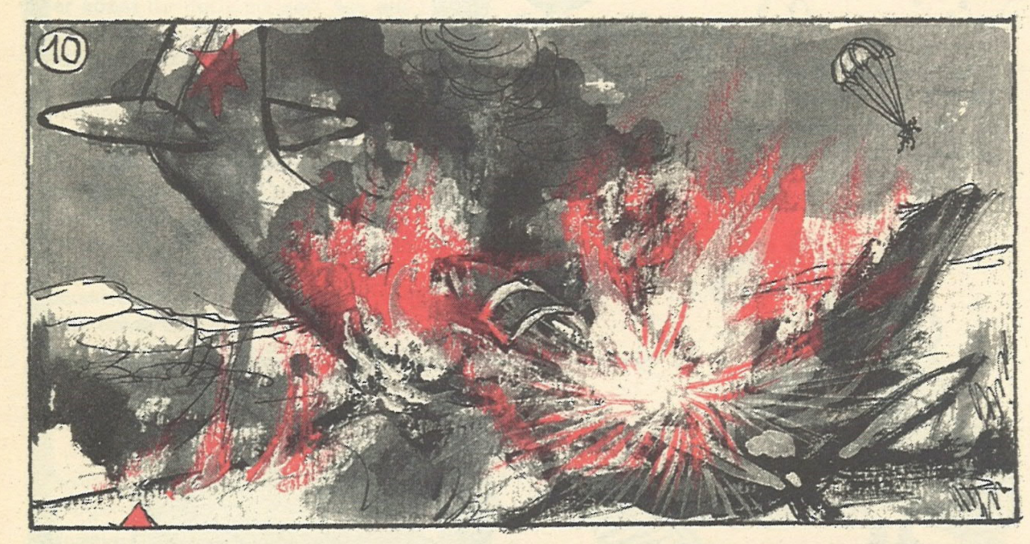




8. „Ohne Dutik wäre ich nicht mehr!" beteuert er später. – Ein eiliger Auftrag ist die Ursache, daß Pintschuk eines Tages ohne seinen kleinen Freund aufsteigt. – Acht Messerschmitts stoßen plötzlich aus den Wolken.



9. Pintschuk schießt zuerst, doch sie nehmen ihn in die Zange. Er wird getroffen.

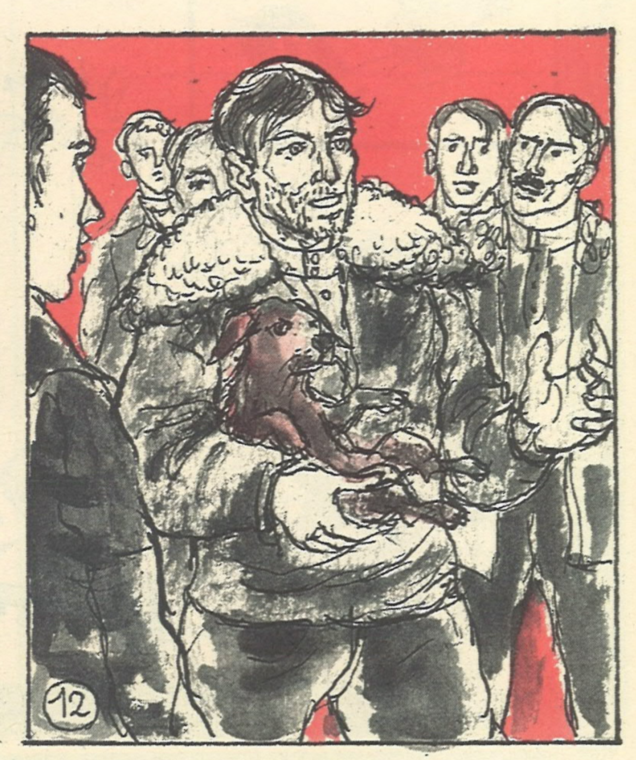


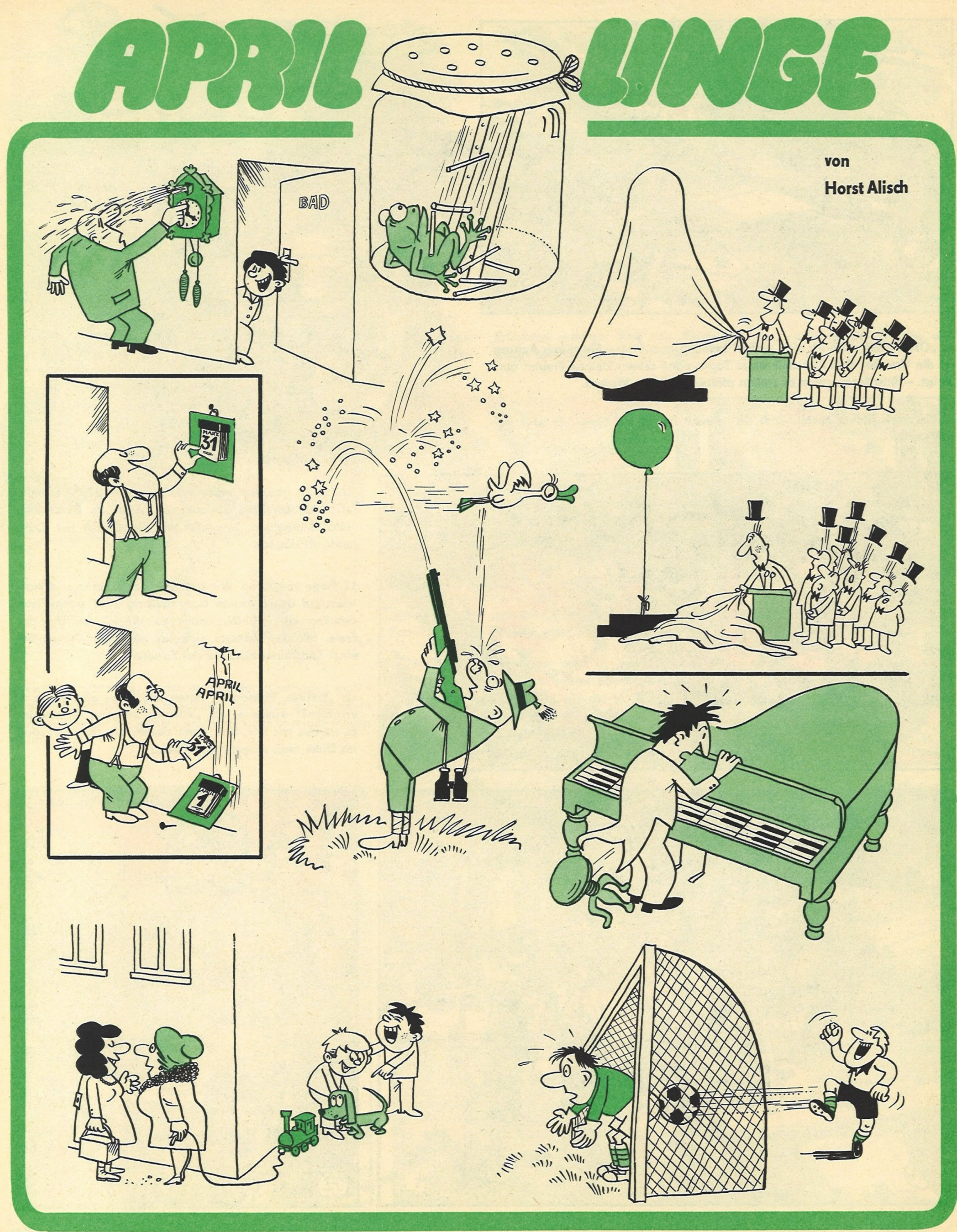
10. Lange schwebte seine Maschine über dem Gelände, setzte zur Landung an und zerschellte. So berichteten seine Kameraden. Uns alle traf der Verlust tief. Dutik jaulte oft kläglich.

11. Tage vergingen. Wir saßen in der Kantine und warteten auf den nächsten Kampfauftrag – es ertönte von draußen ein fröhliches Hundegebell! Wir stürzten ins Freie. Hinkend näherte sich ein zerlumpter Mann mit einer Fallschirmtasche auf der Schulter.

12. „Erzähle, Pintschuk!" riefen wir. „Was gibt es da zu erzählen?" winkte er ab. „Wie das so geht. Ich dachte: Es ist aus mit mir. Und dann dachte ich: Wie gut, daß ich Dutik nicht mitgenommen habe . . ."






APRIL
LINGE
von
Horst Alisch
BAD
APRIL
APRIL

Zeichnung: Steffen Jahsnowski

KOCHBUCH

FETTER WURM

Prof. Dr. Paul Klimpel

FRÖSI-Lernschule

Wo steht was?

Oft kommt es vor, daß man etwas nicht weiß. Natürlich kann man Mutti, Vati, Oma oder Onkel Egon fragen. Aber selbst ist der Mann! Es gibt verschiedene Bücher, in denen ihr nachschlagen könnt.
Das ist der **Duden!**
Hier könnt ihr nachschlagen, wie ein Wort richtig geschrieben wird.
Das ist ein **Lexikon!**
Wißt ihr nicht, was ein Wort bedeutet, könnt ihr im Lexikon nachsehen.
Das ist ein **Wörterbuch!**
Wer eine fremde Sprache erlernt, kann nachschlagen, wie ein deutsches Wort in einer anderen Sprache heißt und umgekehrt, wie ein Wort aus einer fremden Sprache ins Deutsche übersetzt werden muß.
Frage deine Eltern, welche dieser Bücher in eurem Bücherschrank stehen. Was bedeuten folgende Zeichen?

↑ [.....] ◡

Überlege, in welchem Buch du nachschlagen kannst!

Informiere dich, wie die Wörter geordnet sind! Oft sind sie nach dem Alphabet geordnet. In vielen Nachschlagewerken wird oben auf den Seiten das erste und das letzte Stichwort angegeben. In diesem Buch gibt es eine Marke am Rand, die du beim Blättern leicht findest.

Lies zuerst die Benutzungshinweise durch! Achte besonders auf die Zeichen und Abkürzungen, die das Suchen erleichtern.

Schlage nach, was du suchst! Oft werden Hinweise auf andere Stichwörter gegeben. Schlage auch dort nach!

Schreibe die Erklärungen auf!
Die Wörter sind meist nach dem Alphabet geordnet. Welcher Buchstabe kommt vor dem L, welcher danach? Welcher Buchstabe steht zwischen F und G, welcher zwischen K und P?

Welche Buchstaben fehlen hier?

B—FG—K—M
PQ—S—UV—YZ
G—IJ—NO—S

Feierliches

Siebenundneunzig Prozent aller Mädchen und Jungen aus den 8. Klassen erhalten in diesen Wochen ihre Jugendweihe. Sie wurden in den Jugendstunden von über 130 000 ehrenamtlichen Mitarbeitern darauf vorbereitet. Die ersten proletarischen Jugendweihen gab es in Berlin schon im Jahre 1890.

Bärtiges

30 Kilometer muß der achtzigjährige Angel Llorente aus dem kleinen spanischen Flecken Atance reiten, wenn er sich rasieren lassen will. So schwingt er sich denn alle acht bis zehn Tage in den Sattel und reitet in das nächste Dorf. Seinen zitternden Fingern möchte er das Rasiermesser nicht mehr anvertrauen. Helfen könnte ihm kaum jemand, da nur noch fünf Menschen in seinem Ort leben, wovon der jüngste sechzig Jahr alt ist.

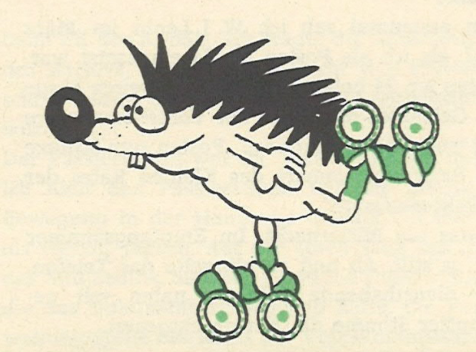
Zuckersüßes

Zuckerrüben gehören zu den nährstoffreichsten Hackfrüchten. In der DDR werden auf 255 000 Hektar Zuckerrüben angebaut. Aus 100 kg Zuckerrüben erhält man 12 bis 16 kg Weißzucker.



Stachliges

Eine Frau in Donezk schenkte ihrer Enkeltochter einen Igel, den diese in ihren 70 km entfernten Heimatort Dimitrow mitnahm. Wie wunderte sich die alte Frau, als der Igel wieder in Donezk auftauchte. Er war der Enkeltochter weggelaufen. Für die 70 km brauchte er nur sechzig Tage.



Leserliches

Mehr als vierzig Volksbuchhandlungen wurden 1979 in der DDR eröffnet oder umfassend rekonstruiert.

Schulisches

In den 7 000 Schulen der Volksrepublik Mocambique lernen gegenwärtig fast 1,5 Millionen Kinder. Seit 1975 ist die Anzahl der Schüler um das Dreifache gestiegen.

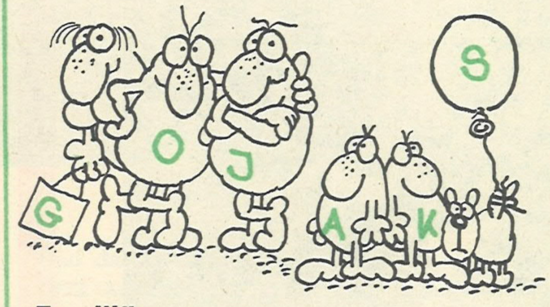
Sprachliches

5 651 Sprachen gibt es auf unserer Erde. 4 200 sind selbständig anerkannte Sprachen, von denen aber erst 500 erforscht sind.



Luftiges

Japaner haben einen Ventilator entwickelt, der sich bei dem Ausruf „Ist das heute wieder heiß!" selbständig einschaltet und seine Propeller rotieren läßt.



Familiäres

Das serbische Dorf Gojakovidi kennt nur einen Familiennamen. Von den 64 Familien mit rund 500 Mitgliedern heißen die meisten Gojakovic. Eine scheinbare Ausnahme sind die Gojaks. Da sie aber muselmanischer Herkunft sind, ist ihr Familienname kürzer. In der Bedeutung ist er dem der Gojakovics gleich.

LENIN telegramme



An die Bevölkerung — November 1917

Genossen! Arbeiter, Soldaten, Bauern, alle Werktätigen! Die Arbeiter- und Bauernrevolution hat in Petrograd endgültig gesiegt; die letzten Reste der wenigen von Kerenski betrogenen Kosaken sind zerstreut und festgenommen. Die Revolution hat auch in Moskau gesiegt. Noch bevor in Moskau einige Militärzüge aus Petrograd eintrafen, unterzeichneten dort die Offiziersschüler und die anderen Kornilowleute die Friedensbedingungen, die Entwaffnung der Offiziersschüler und die Auflösung des Komitees zur Rettung des Vaterlands ...

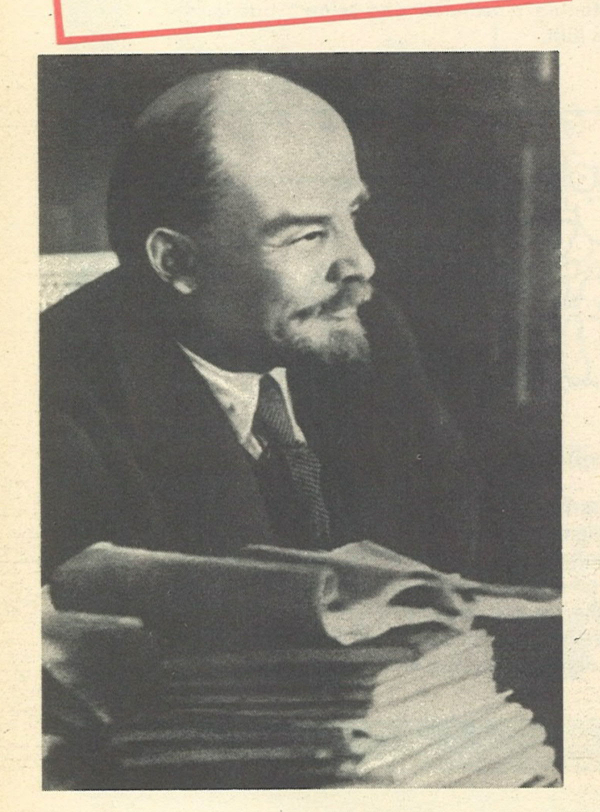
Der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare
W. Uljanow (Lenin)

Sommer 1918

An A. D. Zjurupa

Lieber A. D.! Es ist vollkommen unmöglich, wie Sie mit Staatseigentum umgehen. Anweisung: drei Wochen Kur! Und auf Lidija Alexandrowna hören, die Sie ins Sanatorium schicken wird. Wahrhaftig, es ist unverzeihlich, mit seiner schwachen Gesundheit Schindluder zu treiben. Sie müssen wieder zu Kräften kommen!

Mit Gruß! Ihr Lenin





Росс. Соц. Федер. Сов. Респ.
Управление Делами
СОВЕТА
НАРОДНЫХ
КОМИССАРОВ.

Пропуск № 7
Выдан
на право свободного прохода в помещение Совета Народных Комиссаров и во все учреждения Р. С. Ф. С. Р.
сроком
Делами Совета
Народных Комиссаров
Начальник Канцелярии

Passierschein Nr. 7

In den Jahren 1921 bis 1925 war ich Kursant der WZIK-Militärschule. Während unseres Studiums versahen wir den Wachdienst zum Schutze des Kremls, des Rates der Volkskommissare und der Wohnung Wladimir Iljitsch Lenins.

Zum erstenmal sah ich W. I. Lenin im März 1922, als ich als Posten Nr. 24 eingesetzt war. Posten Nr. 24 befand sich in der zweiten Etage des Gebäudes des Rates der Volkskommissare und trug die Bezeichnung: „Posten zum Schutze des Empfangszimmers des Kleinen Rates der Volkskommissare".

Es war um Mitternacht. Im Empfangszimmer war es still. Ab und zu klingelte das Telefon. Der diensthabende Sekretär nahm mit gedämpfter Stimme die Anrufe entgegen.

Eine Gruppe Menschen kam auf den Posten zu. Ganz vorn ging ein mittelgroßer, untersetzter Mann in städtischer Kleidung.

„Ihren Passierschein", sagte ich.

„Sofort", antwortete er ruhig und begann in seinen Taschen zu suchen, doch den Passierschein konnte er nicht finden. Eine Frau, die neben ihm stand (später erfuhr ich, daß es Maria Iljinitschna Uljanowa war), fragte mich: „Warum lassen Sie uns nicht durch?"

„Ohne Passierschein geht das nicht", antwortete ich.

Sie wandte sich an den Genossen: „Such doch nochmal in der Seitentasche."

„Da ist er auch nicht", war die Antwort.

Wieder fragte sie mich: „Können Sie uns nicht



September 1918

Telegramm an W. W. Kuibyschew

Die Einnahme von Simbirsk – meiner Heimatstadt – ist der heilkräftigste, der beste Verband für meine Wunden. Ich fühle einen ungewöhnlichen Zustrom von Kraft und Energie. Ich beglückwünsche die Rotarmisten zu ihrem Sieg und danke ihnen im Namen aller Werktätigen für alle ihre Opfer.

Lenin

Berlin Oktober 1918

An den russischen Botschafter Joffee

Übermitteln Sie unverzüglich Karl Liebknecht unseren heißesten Gruß. Die Befreiung des Vertreters der revolutionären Arbeiter Deutschlands aus dem Gefängnis ist das Zeichen einer neuen Epoche, der Epoche des siegreichen Sozialismus, die sich jetzt für Deutschland wie für die ganze Welt eröffnet.

Im Namen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Rußlands (Bolschewiki)

Lenin

Juli 1919

An L. B. Kamenew

Am 12. oder 13. kommt Gorki.
Können Sie veranlassen, daß ihm Brennholz geliefert wird?
Maschkow-Gasse Nr. 1, Wohnung Nr. 16.

Lenin

Wir feiern am 24. April gemeinsam mit dem Sowjetvolk den 110. Geburtstag von Wladimir Iljitsch Lenin. Sein Leben war dem Glück der arbeitenden Menschen gewidmet. Wir ehren ihn in unserer täglichen Arbeit zur Stärkung der DDR an der Seite der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten.

Fotos: Archiv und TASS

ohne Passierschein durchlassen, Genosse Wachhabender?"
Ich antwortete: „Nein, das kann ich nicht."
Endlich fand sich dann doch noch der Passierschein in der Westentasche. Ich griff nach dem Dokument und las:
„Passierschein. Ausgegeben an Genossen Uljanow (Lenin), Vorsitzender des Rates der Volkskommissare . . ."
Das war meine erste nahe Begegnung mit unserem verehrten Lehrer W. I. Lenin. Während meines Studiums an der Militärschule hielt ich noch einige Male vor der Wohnung Wladimir Iljitschs Wache (Posten Nr. 27 und Posten Nr. 19).
Ich erinnere mich, wie ich im April 1922 am späten Abend den Posten Nr. 27 bezog. Im Rat der Volkskommissare war es still. Ich sah: Wladimir Iljitsch kehrte aus dem Sekretariat des Rates der Volkskommissare in seine Wohnung zurück. Und obwohl es schon spät war, sah Wladimir Iljitsch munter aus.
Anfang Oktober 1922 stand ich wieder auf Posten Nr. 27. Es war neun Uhr morgens. Bei der Wachablösung hatte mir der Kursant Jewgeni Matwejew gesagt, daß Lenin zu Hause war. Es vergingen einige Minuten, dann öffnete sich die Tür und Wladimir Iljitsch trat aus seiner Wohnung.
Die Begegnungen mit Lenin waren immer eine besonders große Freude. Ich sah Lenin auch, nachdem er eine schwere Krankheit überstanden hatte.
Vor kurzem besuchte ich das Zentrale Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus



beim ZK der KPdSU. Ich fragte die Mitarbeiter des Archivs, ob bei ihnen nicht der Passierschein Lenins aus dem Jahre 1922 aufbewahrt würde.
Der Passierschein war da. Man zeigte ihn mir. Ich hielt den Passierschein mit der gleichen Bewegung in der Hand wie damals vor mehr als vierzig Jahren. Auf der einen Seite sah ich das Bild Lenins, daneben stand die Dienststelle, die das Dokument ausgegeben hatte, die Verwaltungsstelle des Rates der Volkskommissare.
Und das Datum der Ausgabe: der 3. Januar 1922. Auf der anderen Seite las ich: „Passierschein Nr. 7. Ausgegeben an Genossen Uljanow (Lenin), Vorsitzender des Rates der Volkskommissare. Berechtigt zum freien Zugang zu allen Räumlichkeiten des Rates der Volkskommissare und aller anderen Dienststellen der RSFSR. Gültig bis zum 1. Juli 1922.
Geschäftsführer
des Rates der Volkskommissare Miroschnikow
Leiter der Kanzlei Jurinjew"

Fröhlich sein und singen

Dazu fordert euch der Singewettstreit der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" für das Schuljahr 1979/80 auf.
Die Pionierzeitung „Trommel" hat euch bereits im Januar mit dem Singewettstreit vertraut gemacht. Nehmt den 35. Jahrestag der Befreiung unseres Volkes vom Hitlerfaschismus zum Anlaß, um mit der Gruppe ein künstlerisches Programm zu gestalten und damit öffentlich aufzutreten, so wie es im Aufruf zum Singewettstreit empfohlen wird.
Lest also noch einmal den folgenden Text und beachtet die dazu gegebenen Hinweise. Denn ihr wißt ja bereits: für die aktivsten Pioniergruppen im Singewettstreit halten eure Pionierzeitungen Preise bereit. Allerdings müßt ihr uns schreiben, damit wir erfahren, wer die besten Gruppen sind.

Aufruf

zum Singewettstreit der Pioniergruppen in der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" im Schuljahr 1979/80

Liebe Pioniere!

Lieder und Tänze, fröhliche Spiele und Geselligkeit sind gut geeignet, das Leben in allen Pioniergruppen interessant und abwechslungsreich zu gestalten.
In den nächsten Wochen und Monaten gibt es viele Gelegenheiten, euch und euren Freunden mit Liedern und Tänzen Freude zu bereiten. Deshalb rufen wir euch auf, am Singewettstreit der Pioniergruppen unter dem Motto

„Fröhlich sein und singen"

teilzunehmen.

Wie wäre es, wenn eure Pioniergruppe ein Programm gestaltet, mit dem ihr zum 35. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus durch das heldenhafte Sowjetvolk vor sowjetischen Freunden, vor euren Patenbrigaden oder zu Elternversammlungen auftretet? Wählt dazu Lieder, Tänze, Gedichte und Musik aus, die Gedanken des Friedens, der Freundschaft mit den Völkern der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Bruderländer sowie mit allen Kindern der Welt und der antiimperialistischen Solidarität zum Ausdruck bringen.
Organisiert an eurer Pionierfreundschaft einen Singewettstreit der Pioniergruppen. Jede Pioniergruppe soll sich daran mit einem Programm beteiligen.
Wendet euch an die Freunde der FDJ-Singeklubs und an eure Lehrer, die euch bestimmt gerne bei der Vorbereitung helfen.
Wir geben euch den Rat, eure Vorhaben im Singewettstreit für das ganze Schuljahr zu planen. Überlegt euch auch, wie ihr die Ferien für fröhliche Gruppenveranstaltungen mit viel Singespaß nutzen wollt.
Delegiert eure besten Sänger, Musiker, Tänzer und Rezitatoren zum Fest junger Künstler der Schule.
Schreibt an eure Pionierzeitschriften „Frösi", „Trommel" und „ABC-Zeitung" und teilt mit, wie sich eure Gruppe am Singewettstreit beteiligt.
Viel Freude und Erfolg und viele kluge Ideen beim Singewettstreit wünschen euch eure

„Frösi", „Trommel" und „ABC-Zeitung"

Achtung, Pionierräte! Nachfolgend geben wir einige Hinweise zum Singewettstreit.

Wann und wo findet der Singewettstreit statt?

Der Singewettstreit ist eine der vielfältigen Aktivitäten bei der Erfüllung des Pionierauftrages.
Die Pionierfreundschaft veranstaltet im Laufe des Schuljahres einen Singewettstreit der Pioniergruppen unter dem Motto „Fröhlich sein und singen".



Das Lied vom roten Stern!

Text: Christel Wenzlaff, Wolfram Hoffmann
Musik: Matthias Wenzlaff



2. Der Kreml trägt den roten Stern,
der Sportler und der Kosmonaut.
Sogar der Mond, so wolkenfern,
ist gut mit unserem Stern vertraut.
Ich sing' das Lied ...

3. Millionen Kindern auf der Welt
der rote Stern so gut gefällt.
Anjuschka liebt ihn, Ralf und Sam
und Tien, mein Freund aus Vietnam.
Ich sing das Lied ...

Außerdem zählen alle weiteren Auftritte der Pioniergruppen, wie z. B. in der Elternversammlung, im Veteranenklub, im Wohngebiet, bei Freundschaftstreffen, aber auch gemeinschaftliches Singen, Tanzen und Musizieren als Aktivitäten im Singewettstreit.

Wer kann teilnehmen?

Alle Gruppen der Jung- und Thälmannpioniere können sich am Singewettstreit beteiligen (es ist kein Wettstreit der Kulturgruppen bzw. künstlerischen Arbeitsgemeinschaften!).

Wer ist verantwortlich?

Der Freundschaftsrat beauftragt den Klub Junger Künstler mit der Führung des Singewettstreites.
Die Pioniergruppen übergeben dem Klub Junger Künstler ihre Teilnahmemeldung mit den Angaben, zu welchen Anlässen und vor wem die Gruppe auftreten will.
Die Abrechnung der Gruppen über ihre Aktivitäten erfolgt bei der Berichterstattung über die Erfüllung des Pionierauftrages vor dem Freundschaftsrat.

Was wird bewertet?

a) Für die Singewettstreitveranstaltung „Fröhlich sein und singen" der Pionierfreundschaft beruft der Klub Junger Künstler eine Jury ein. Neben Pionieren und FDJ-Mitgliedern der Schule sollten dieser Jury auch Lehrer und nach Möglichkeit Künstler angehören.
Bewertet werden sollte u. a. der Programminhalt, die Einbeziehung der Zuschauer beim Singen, die Wirksamkeit der einzelnen Darbietungen und die Gesamtbeteiligung der auftretenden Pioniergruppe.
b) Jeder Auftritt der Pioniergruppe in der Öffentlichkeit wird als eine Aktivität im Singewettstreit gewertet.

Wohin wird gemeldet?

– an den Freundschaftsrat bzw. Klub Junger Künstler
– an die Pionierzeitschriften „Frösi", „Trommel", „ABC-Zeitung"

Wie erfolgt die Auswertung?

Die aktivsten Pioniergruppen werden durch Beschluß des Freundschaftsrates an der Schule ausgezeichnet. Besonders aktive Pioniergruppen können durch die FDJ-Kreisleitungen mit Urkunden, Geschenken, Exkursionen ausgezeichnet werden.
Alle Pioniergruppen, die an die Pionierzeitschriften geschrieben haben, erhalten eine Urkunde und eine Anerkennung. Außerdem werden einige sehr aktive Pioniergruppen in der Pionierpresse vorgestellt.

Zeichnungen: Fred Westphal

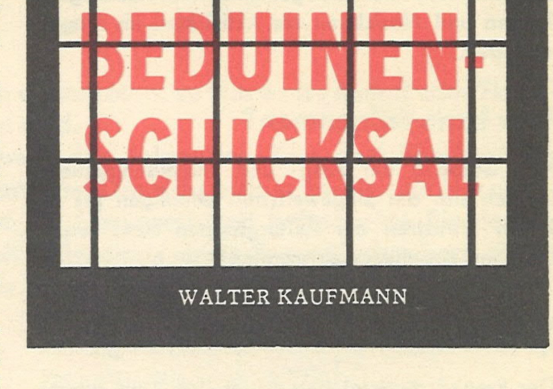
Preisausschreiben

Achtung! Timurhelfer gesucht!

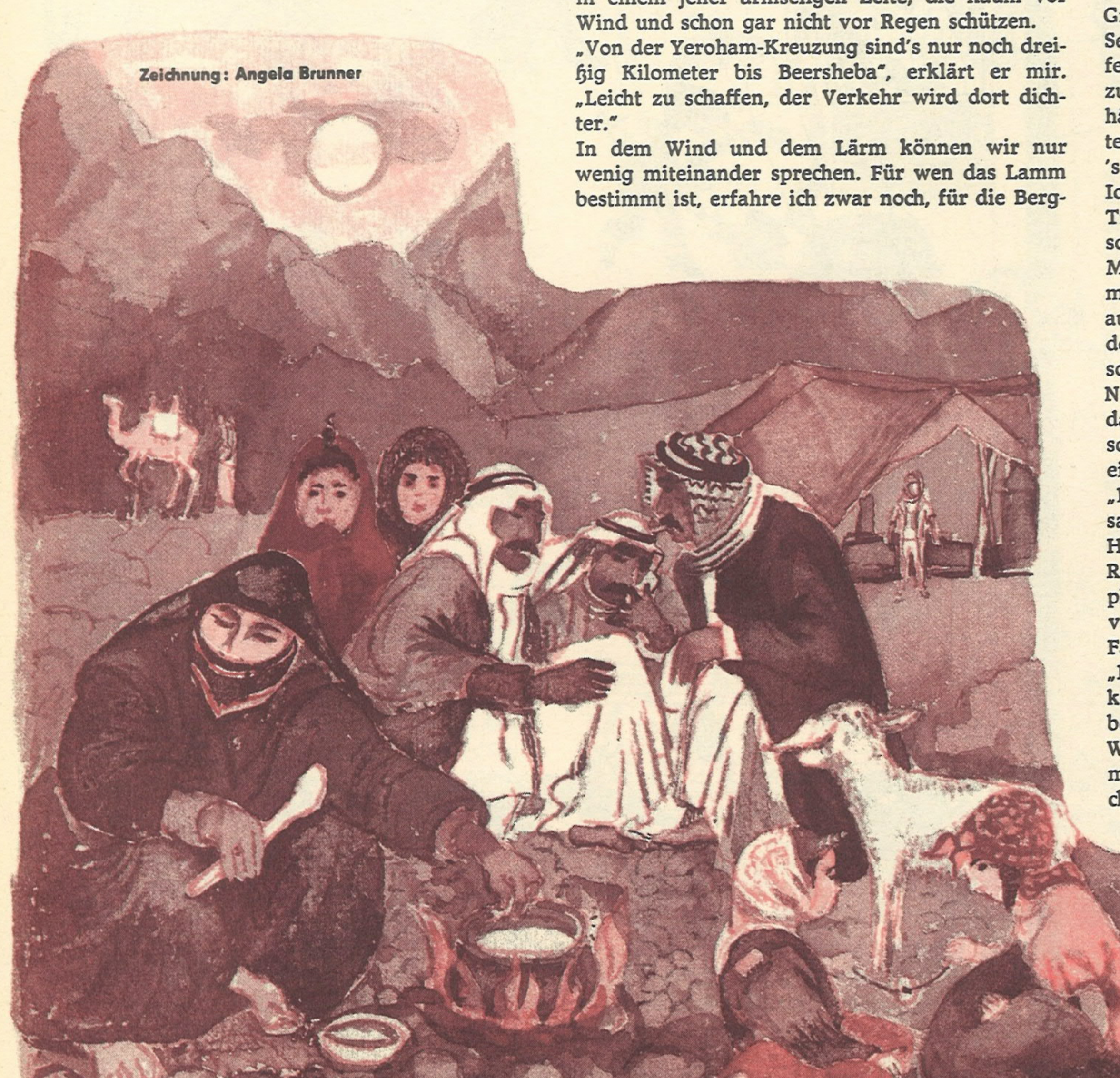
Schaut euch dieses Bild aufmerksam an. Hier gilt es, genau hinzuschauen und etwas herauszufinden!
Auf dem Bild seht ihr Kinder, die verschiedene Tätigkeiten ausführen. Unter ihnen sind fünf Timurhelfer. Findet heraus, was sie machen!
Schreibt diese zwei Timurtätigkeiten auf eine Postkarte und schickt sie an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Timurhilfe.
Einsendeschluß: 30. Mai 1980. Viele schöne Preise warten auf euch.



Fast achtzehn Monate ist es her, daß ich die Wüste Negev bereiste, die ein Teil des Staates Israel ist. Seitdem hat sich die Lage der Beduinen dort erheblich verschlechtert. Denn mit der Rückgabe der eroberten Halbinsel Sinai an die Ägypter beschloß die israelische Regierung, große Gebiete des Negev, durchweg Beduinenland, zu beschlagnahmen, um ihre im Sinai aufgegebenen Luftstützpunkte durch neue zu ersetzen. So ist es denkbar, sogar wahrscheinlich, daß der alte Beduine, dessen Schicksal meine hier folgende Geschichte darstellt, inzwischen seine Schafe verkauft hat, weil es im Umkreis von Beersheba für ihn kein Land mehr gibt, auf dem er die Schafe ungestraft grasen lassen könnte.

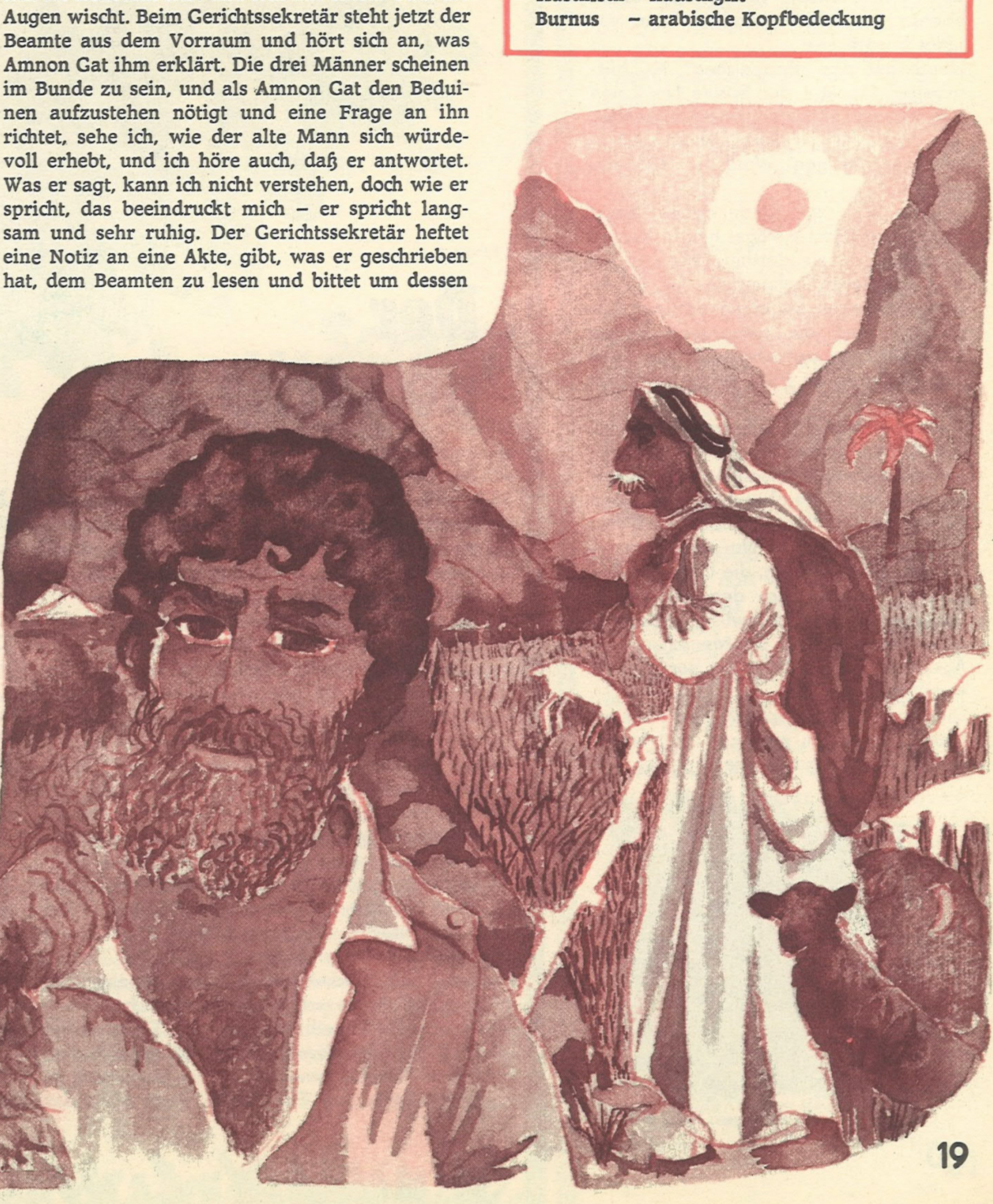


Er muß doch bemerkt haben, daß ich die Hand hob, denn hinten am Lagerschuppen wendet er und fährt den Jeep in gerader Linie zurück. Dicht vor mir kommt das Fahrzeug zum Stehen, die Räder schleifen über den trockenen Boden, Staub wirbelt hoch, und der Wüstenwind trägt den Staub weit über den Platz vor dem Verwaltungsgebäude des Kibbuz.
„Schalom!"
„Schalom-Schalom."
Er ist ein sehniger Mann um die Dreißig, braungebrannt, bärtig, mit dunklen Augen. Die Schafpelzjacke hängt ihm locker über der Schulter, und sein Khakihemd steht trotz der schneidenden Kälte offen. Ein Sabra, das ahne ich gleich. Trotzdem versuche ich es auf Englisch, und er scheint zu verstehen, denn schon nach wenigen Worten hat er begriffen, daß ich den Bus nach Beersheba verpaßt habe.
„Steig ein", unterbricht er mich. „Bin auf dem Weg nach Dimona, und das ist immerhin ein Stück."
Kaum sitze ich neben ihm, fährt er so ruckartig los, daß ihm die Jacke von der Schulter gleitet. Ich lange nach hinten, dabei berühre ich etwas Weiches, Warmes, das sich bewegt – ein braunscheckiges Lamm liegt auf dem Boden des Jeeps.
„Leg ihm den Pelz über, damit es nicht friert", sagt er.
Das Tier hebt leicht den Kopf und sieht mich verängstigt an. Dann läßt es den Kopf sinken und liegt verdeckt unter der Jacke. Der Wind pfeift durch das offene Fahrzeug und reißt uns die Worte vom Mund. Über uns haben sich die Wolken zusammengezogen, und weit vor uns, zwischen den Gebirgsketten von Hatira und Rahama, ist ein grauer Regenschleier zu erkennen. Darunter glänzt die Straße. Zwischen den nahen Hügeln am Fuß der Berge flattern die schwarzen Bahnen der Beduinenzelte. Bald, das ist zu spüren, wird auch hier Regen fallen.
„Ein Segen", meint er. „War ein verdammt trockener Winter."
Ich nicke und bin froh, nicht mehr da zu sein, wo ich den Tag und die Nacht zuvor verbracht habe – in einem jener armseligen Zelte, die kaum vor Wind und schon gar nicht vor Regen schützen.
„Von der Yeroham-Kreuzung sind's nur noch dreißig Kilometer bis Beersheba", erklärt er mir. „Leicht zu schaffen, der Verkehr wird dort dichter."
In dem Wind und dem Lärm können wir nur wenig miteinander sprechen. Für wen das Lamm bestimmt ist, erfahre ich zwar noch, für die Bergarbeiterkinder von Makhtesh Gadol nämlich, deren Väter geholfen haben, den Lagerschuppen dort zu bauen, und daß er Hirte ist auf dem Kibbuz.
Da ich weiß, daß die Kaolinminen östlich von Yeroham liegen, nicht also in unserer Richtung, frage ich ihn, was ihn noch nach Dimona führe.
„Hätte schon vor zwei Stunden dort sein sollen", sagt er. „Muß zum Gericht, als Zeuge gegen einen Beduinen, den ich verklagt habe."
„Warum?"
„Ja, verdammt, warum! Weil der sich nicht hat fortscheren wollen mit seinen Schafen von meinem Gras. Nun muß er fühlen. Da hilft nichts!"
Seine Worte werfen meine Pläne über den Haufen. Ich habe es nicht mehr eilig, nach Beersheba zu kommen. Als er an der Yeroham-Kreuzung anhält, frage ich ihn, ob ich ihn zum Gericht begleiten dürfe. Er zögert nur kurz. „Warum nicht, 's wird dir die Augen öffnen."
Ich blicke nach oben. Schon spüre ich die ersten Tropfen, und kurz darauf fällt heftiger Regen. Ich schlage den Kragen meines Parkas hoch, ziehe die Mütze tiefer ins Gesicht. Lachend wischt er sich mit der Hand über Nacken und Stirn, springt dann auf die Straße und löst die Schrauben des Verdecks. Mit wenigen Griffen hat er den Jeep verschlossen.
Noch ehe wir wieder losfahren, ist zu erkennen, daß der Staugraben unterhalb der Kreuzung anschwillt, Regenwasser fließt durch den Graben in einen künstlichen See.
„Harte Arbeit das alles. Aber verteufelt nötig!" sagt er.
Hat ihn der Regen angeregt, dieser lang ersehnte Regen im Negev, oder warum sonst fühlt er sich plötzlich genötigt, viel mehr zu erklären als zuvor? Während der noch verbleibenden kurzen Fahrt nach Dimona zeigt er sich gesprächig.
„Ist ein Gesetz so alt wie die Thora", sagt er. „Wer keine Gräben zieht und keine Dämme baut, den besiegt die Wüste. Dem verhungert das Vieh. Wenn diese Beduinen das bloß begriffen! Glaub mir, ich hab versucht, dem Mann das klarzumachen, hab ihm sogar gezeigt, wie man's machen


Zeichnung: Angela Brunner

muß. Und was krieg ich zu hören? ‚Allah gibt und Allah nimmt!' Da hilft nur noch der Kadi. Wie sonst wird so einer lernen, daß Allah ihm nicht *mein* Gras für *seine* Schafe gegeben hat."
Mir geht der gestrige Tag durch den Kopf. Ich sehe mich wieder im Beduinenlager dort hinten am Fuß der Berge, sehe die ausgemergelten Schafe im verdorrten Gras und die zerlumpten Kinder bei den Schafen, kranke Beduinenkinder mit verrotzten Nasen, hustend im Wüstenwind. Vor dem Zelt waschen barfüßige Frauen in Trögen Wäsche, die Gesichter verhüllt von schwarzen Tüchern, an denen der Wind zerrt, und der Wind pfeift ins Zelt, wo die Männer vor dem Feuer hocken. Asche wirbelt hoch, und Rauch hängt unterm Dach. Ich höre wieder die Klage von Ahmeds Vater: „Sie haben uns alles genommen. Unser Land, unsere Bräuche, unsere Freiheit. Wie sollen wir leben auf Boden, der uns nicht gehört?"
„Sehr wohl konnten sie dort leben", behauptet der Mann neben mir, als ich ihm die Worte des Vaters wiedergebe, „nur auf die alte Weise nicht!"
Da scheint es mir an der Zeit, zu erwähnen, was ich erfahren habe; daß die Beduinen so gut wie gar nicht teilhaben an den Vergünstigungen der Juden auf den Kibbuzim, an Agrarschulen, moderner Technik, Kredite aus dem In- und Ausland.
„Für die Versäumnisse der Regierung bin ich nicht verantwortlich", entgegnet er. „*Ich* jedenfalls hab getan, was ich konnte. Von mir hätte er was lernen können."
Ich schweige, und das stört ihn.
„Weißt du, was das heißt, vier Jahre Plackerei in der Wüste, bis das Gras endlich wächst!" ruft er aufgebracht. „Und dann kommt so einer mit seinem Vieh und macht alles nieder. Wer soll das dulden!"
Inzwischen haben wir das Gerichtsgebäude erreicht, ein schäbiges Haus, von dem der Putz bröckelt. Er parkt den Jeep dicht an der Wand, sieht noch einmal nach dem Lamm hinten im Fahrzeug und steigt dann aus. Ich folge ihm. Es regnet nicht mehr. Schon sticht die Sonne wieder durch die Wolken. Zwei mit Handschellen gefesselte Araber, die durch die Tür ins Freie geführt werden, scheinen geblendet zu sein von der plötzlichen Helle. Unsicher wanken sie zu dem Gefängniswagen, in den die Polizisten sie stoßen.
„Übrigens – Amnon Gat ist mein Name", sagt der Mann vom Kibbuz zu mir. „Das merk dir; falls einer wissen will, was du hier suchst."
Doch weder im düsteren Vorraum des Gerichtssaals noch in der Wachstube, wo Amnon Gat sein Zuspätkommen erklärt, fragt man mich nach meinem Anliegen. Ohne Umschweife öffnet der Beamte im Vorraum die Tür und läßt uns ein. Der Saal, nicht größer als zwei durchschnittliche Zimmer, ist voller Araber, und wir finden erst Platz auf einer Bank, nachdem zwei Diebe und ein Haschischhändler verurteilt und abgeführt sind. Vorn in der ersten Reihe sehe ich den Beduinen sitzen, dessen Gesicht zum Teil vom Burnus verhüllt ist. Er sitzt sehr still, den Kopf gesenkt, die Hände gefaltet, und wirkt gänzlich unbeteiligt am Geschehen, das immer dann laut und heftig wird, wenn einer der Vorgeladenen sich dem Richter widersetzt – wie jetzt, als ein Mann im Rollstuhl, den man dicht unters Richterpult geschoben hat, heftigen Einspruch erhebt.
„Was sagt er?" frage ich leise Amnon Gat.
„Eine Zwangsräumung", erklärt er mir. „Der will das Haus nicht lassen, für das er längst entschädigt worden ist." Er sieht mich an. „Was macht man denn bei euch, wenn dort ein Haus steht, wo eine Fabrik hin soll?"
Aber er will meine Antwort gar nicht hören. „Ein Iraki . . .!" sagt er nur noch.
Dann bittet er sich von mir einen Stift und ein Blatt Papier aus. Ich gebe ihm beides und sehe zu, wie er schnell eine Nachricht schreibt, die er von Vordermann zu Vordermann an den Gerichtssekretär weitergeben läßt, der links unterhalb des Richterpultes an einem mit Akten beladenen Tisch sitzt. Der Gerichtssekretär empfängt den Zettel, und während er liest, nickt er zustimmend und hebt beschwichtigend die Hand dabei. Als dann der Richter die Verhandlung unterbricht und eine Pause einlegt, wendet sich der Gerichtssekretär Amnon Gat zu und spricht eingehend mit ihm. In der allgemeinen Unruhe, die während der Pause eintritt – man kommt und geht, die Saaltür wird aufgestoßen und immer wieder zugeschlagen – bemerkt niemand, daß der Iraki zusammengesunken im Rollstuhl sitzt und sich mit einem Tuch die Augen wischt. Beim Gerichtssekretär steht jetzt der Beamte aus dem Vorraum und hört sich an, was Amnon Gat ihm erklärt. Die drei Männer scheinen im Bunde zu sein, und als Amnon Gat den Beduinen aufzustehen nötigt und eine Frage an ihn richtet, sehe ich, wie der alte Mann sich würdevoll erhebt, und ich höre auch, daß er antwortet. Was er sagt, kann ich nicht verstehen, doch wie er spricht, das beeindruckt mich – er spricht langsam und sehr ruhig. Der Gerichtssekretär heftet eine Notiz an eine Akte, gibt, was er geschrieben hat, dem Beamten zu lesen und bittet um dessen Unterschrift. Dann reicht Amnon Gat dem Beduinen die Hand, und zu meinem Erstaunen verweigert der alte Mann den Gruß nicht. Bald darauf kommt Amnon Gat zu mir zurück.
„Wir können gehen", sagt er.
„Wie das?"
„Ich werde nicht mehr gebraucht. Der Beduine hat zugegeben, daß er seine Schafe auf unserem Land weiden ließ. An die vier Monate Haft wird ihn das schon kosten."
„Vier Monate", erwiderte ich und sehe vor meinem Auge wieder das Gefängnis von Beersheba, an dem ich vor zwei Tagen vorbeigekommen war, hohe graue Mauern mit Wachtürmen in der Wüste.
„Vier Monate Haft für ein bißchen Gras!"
Amnon Gat sieht mich an. „*Mein* Gras", antwortet er mit leiser Eindringlichkeit. „Oder hast du das vergessen?"

Kibbuz	–	**landwirtschaftliche Kommune der Juden in Israel**
Schalom	–	**Frieden; israelischer Gruß**
Sabra	–	**ein in Israel geborener Jude; so genannt nach der Frucht, die außen stachlig, innen weich ist**
Thora	–	**heilige Schrift der Juden**
Allah	–	**Gott der Araber**
Haschisch	–	**Rauschgift**
Burnus	–	**arabische Kopfbedeckung**



Guten Tag...

Sawolshe – am linken Ufer der Wolga im nördlichen Teil der Kaspischen Tiefebene. Die Böden sind salzhaltig und haben Salzflecken. Halbwüstenzone.

Aus dem Geographie-Lehrbuch der Leninpioniere

Die alte Station Nikolajewsk verlegte man nach dem Bau des Wolga-Wasserkraftwerkes an einen anderen Ort. Es entstand die Stadt Nikolajewsk – Häuser, Straßen, Plätze, Schulen. Alles so, wie es sich für eine Stadt gehört. Nur eine wichtige Sache fehlte – Bäume.

So entstand die Schulförsterei „Pappelchen". Nicht auf Befehl und nicht durch ein Sitzungsprotokoll. Sie entstand aus der Überzeugung: es wird einen Wald geben! Ungeachtet des spöttischen Lächelns der Skeptiker, ungeachtet der starken Stürme, des unbarmherzigen Sandes, der alles austrocknenden Hitze. Sie entstand aus der Überzeugung, daß die Kinder sich nicht vom Leben der Stadt, ihren Aufgaben, Sorgen und Schwierigkeiten fernhalten können. Sie entstand aus dem Bewußtsein heraus, daß ein Mensch von zwölf Jahren ebenso die Welt verändern kann wie jeder Erwachsene.

Heute hat das „Pappelchen" 120 Mitarbeiter, Pioniere der Schule Nr. 2 von Nikolajewsk und den dazugehörenden von Pionieren in zehn Jahren aufgeforsteten riesigen Wald – Hunderte Hektar.

In dem Wald der Kinder leben längst Hasen und Füchse. Vögel bauen Nester. Niemand hat sie dorthin gebracht, sie sind von selbst gekommen. Sie haben den Wald eben als einen richtigen anerkannt. Und die rotbraunen Füchse haben sich so vermehrt, daß die Jagd zugelassen wurde. Pilze gibt es auch und Beeren.

Seit Jahren hat man in Sawolshe zu Neujahr Kiefern in den Häusern – mit Tannenbaumschmuck versehen, oder besser gesagt – mit Kiefernbaumschmuck. Denn Fichten oder Tannen überleben in dieser rauhen Gegend nicht. Nur vier Bäume – die Pappel, der Ahorn, die Ulme und die Kiefer – können sich den schwierigen Bedingungen der Halbwüste anpassen. Jeder Baum hat, wie die Menschen, sein Aussehen, seinen Charakter, sogar seine Krankheiten.

Die Pappel wächst schnell, wird aber oft krank. Der Ahorn wird gar nicht krank, wächst aber langsam. Die Ulme ist sehr



Zeichnungen: Heidi Fritzsche

Der hölzerne...

Am Tag der Jungen Naturforscher hatten wir Wandertag. Ganz außer Atem erreichte ich die Schule. Einige aus meiner Klasse waren schon da. Unsere Lehrerin, Frau Schulze, auch. Nanu, sie hatte ja einen Förster mitgebracht.. Revierförster Mielke stellte er sich vor.

Wir fuhren ein paar Stationen mit dem Omnibus, und nach einer Stunde Fußmarsch umgab uns dichter Wald. Plötzlich lichtete sich der Baumbestand und wir standen vor einem riesigen Kahlschlag.

„So was Gemeines, den schönen Wald einfach abzuholzen", maulte Peter. Revierförster Mielke lachte verschmitzt.

„Na, dann werde ich euch mal erzählen, warum es notwendig ist, die Bäume zu fällen und zu verarbeiten. Holz ist ein lebenswichtiger Rohstoff. Denkt nur einmal an das Bauwesen. Jedes Haus hat Türen, Fenster und Fußböden. In der Möbelindustrie braucht man Holz für Furniere und Spanplatten. Außerdem sind die Chemieindustrie, Druckereien, Bergbaubetriebe und das Verkehrswesen Holzgroßverbraucher. Ohne Holz keine Schreibhefte, Kartons, Deckplanken für Schiffe, Musikinstrumente und keine Bücher. Dieser Rohstoff erneuert sich im Gegensatz zu Erdöl, Kohle und Erz ständig, auch ohne das Zutun von Menschen. Nachteilig ist aber der Zeitraum, bis ein Baum Nutzholz liefert. So dauert das bei der Kiefer 80 bis 140 Jahre, Fichte 80 bis 120 Jahre, Buche 130 bis 160 Jahre, Eiche 100 bis 150 Jahre, bei Furniereiche sogar bis 300 Jahre.

Die DDR ist mit ihren stattlichen 2,95 Millionen Hektar Wald trotzdem eines der holzärmsten Länder, denn auf jeden Bürger unserer Heimat entfällt nur ein Stückchen Wald von 1 700 m², Platz für 30 Bäume (Kiefern/Fichten) im Alter von 80 bis 120 Jahren. Bei unserem Bedarf an Holz können wir nur etwa zwei Drittel dieses Rohstoffes selbst erzeugen. Das bedeutet, daß wir viel Holz importieren müssen. Deshalb wird auch der Kahlschlag schon in den nächsten Wochen wieder zur Neubepflanzung vorbereitet. Aber auch Nebenprodukte liefert uns der Wald. Das sind die Fichtenrinde, die als Gerbrinde zum Haltbarmachen von Fellen und Häuten verwendet wird, und Harz. Jeder von euch hat sicher schon die vielen Bäume beobachtet, an denen ein Teil der Rinde entfernt wurde und Tontöpfe befestigt sind.

Das Harz, vorwiegend von Kiefern, hat eine große Bedeutung für die chemische Industrie als



Fotos: ADN/BZ

...Schatz

Beigabe zu Lacken, Farben und Linoleum. In der Papierindustrie wird es in Form von Harzleim als Bindemittel verwendet."

Ich kam erst mal aus dem Staunen nicht raus. So bedeutungsvoll hatte ich den Wald nicht eingeschätzt.

„Da ist der Wald ja ein großer Reichtum für uns", rief Anke dazwischen.

Daß Mädchen immer dazwischenreden müssen! dachte ich.

„Ja", erzählte Revierförster Mielke weiter, „der Wald ist tatsächlich einer unserer größten Reichtümer, denn außer für die Industrie hat er noch wichtige andere Eigenschaften. So reguliert er den Wasserhaushalt für ganze Landschaften und beeinflußt das Klima. Er bietet Schutz vor dem Wind. Und eine weitere wichtige Eigenschaft ist die Sauerstoffproduktion. Ihr könnt den Wald mit einem riesigen Chemiekombinat vergleichen, das mit Hilfe des Sonnenlichts Kohlendioxid in Sauerstoff verwandelt – je Hektar Wald 20 bis 40 t pro Jahr, ausreichend für 100 Menschen."

„So ein Schatz braucht sicher viel Pflege?" möchte Hartmut wissen.

„Das ist richtig", antwortete Revierförster Mielke. „Der Wald beheimatet unzählige Tiere. Leider sind darunter auch ein Teil Forstschädlinge, wie zum Beispiel Kiefernspanner oder Nonne. Die Überwachung der Waldbestände ist eine unserer wichtigsten Aufgaben. Um Katastrophen vorzubeugen, wurde ein Meldedienst eingerichtet, der alle Untersuchungen sammelt, auswertet und erforderliche Maßnahmen einleitet. Aber auch das leichtsinnige Verhalten der Menschen kann für unseren Wald schlimme Folgen haben. So wurden durch Brände schon viele Bäume vernichtet."

Während Revierförster Mielke erzählte, gingen wir schon weiter den Waldweg entlang. Jeder drängte sich natürlich so dicht wie möglich an den Förster heran, um ja kein Wort zu verpassen.

Bevor wir uns von ihm verabschiedeten, führte er uns in sein Forsthaus, und bei Kuchen mit Kakao berichtete er von Erlebnissen mit den Tieren des Waldes.

Da wir alle so begeistert waren und noch viele Fragen hatten, bettelten wir Frau Schulze so lange, bis sie Revierförster Mielke zu unserem nächsten Pioniernachmittag einlud. Er versprach zu kommen. Und wir nahmen uns vor, bis dahin eine Riesenaltpapiersammlung durchzuführen.

Ralph Judisch

...Freund Baum!

widerstandsfähig, aber sie lebt nicht lange, höchstens 10 bis 15 Jahre. Die Kiefer ist langlebig, kräftig, widerstandsfähig. Sie kann auf den dürftigsten Böden wachsen, sie fürchtet keinen trockenen Wind, der dem Boden die Feuchtigkeit entzieht, pralle Sonne nützt ihr sogar. Aber erst dann, wenn sie groß geworden ist. Die jungen Stecklinge trägt der Sand weg, der Wind entblößt ihre schwachen Wurzeln. Deshalb muß man das junge Kiefernbaby vor Wind und Sand schützen. Die jungen Forstwirte lernten, daß man einen Wald zebraähnlich setzen muß: einen Streifen Kiefern, einen Streifen Laubbäume und wieder einen Streifen Kiefern.

Die Pappel ohne Namen

Der Boden von Sawolshe ist von Kanälen durchzogen. Ein ganzes Bewässerungssystem wurde hier gebaut. Die Kinder überwachen die Kanäle, damit im heißen Sommer ihr Boden nicht mit Schlamm bedeckt wird, damit ihr Wasser nicht salzig wird. Sie schützen die Kanäle mit Bäumen, mit Reihen von Pappeln.

Es gibt etwa zwanzig Pappelarten: die Pyramidenpappel, die Silberpappel, die kanadische Pappel, die amerikanische Pappel, die Zitterpappel, die Schwarzpappel... Aber die von Sawolshe hatte bis vor kurzem noch keinen eigenen Namen. Ihn haben die Spezialisten aus dem Wald-Agro-Meliorisations-Institut eingeführt. Die jungen Naturforscher stellten bei langjährigen Überprüfungen fest, daß die neue Pappel besser als andere das Wasser vom unterirdischen Salz und den Boden von Schlammablagerungen reinigt. Sie haben es erprobt und ziehen jetzt zusammen mit dem Waldwirtschaftsbetrieb kilometerlange Streifen der neuen hybriden Pappel am Kanal entlang auf.

Der Chef der Straße

Wo auch immer Nikolajewsker Kinder auftauchen, dort wächst ein Baum. Das ist wahrhaftig keine Zauberei. Jede Straße, jede Gasse, jeder Hof ist ein Feld der Pionierarbeit und für Pioniergruppen reserviert. Die Devise ist einfach: Pflanze dort einen Baum, wo du einen geeigneten Platz findest!

Sie legen eine Allee an, sie errichten einen Park oder einen Boulevard, sie versäumen keine Gelegenheit, einen vorbeigehenden Jungen anzuhalten. Sie geben ihm einen Steckling und vereinbaren mit ihm, daß er ihn setzt. Sie versprechen ihm, später nachsehen zu kommen.

Und er setzt ihn bestimmt. Vor seinem Haus oder vor dem Haus des Nachbarn, vor dem Haus eines Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges oder eines Rentners. Oder auch an einem verborgenen geheimen Ort, den nur er kennt. Hier wird er jetzt immer einen Freund treffen – den Baum.

Übersetzung: Dagmar Regener
Aus: Pioner, Moskau



Zeichnungen: Otto Sperling

Lösung: A1, B1, C2, D3, C4, B3, A4, B5, B6, C6, D5, E5, F4, G3, H2, I3, I4, H5, G6, H7, I8, I9, H9, G8, F7, E8, D7, C8, B8 und A9.

Die Kunst des Bruno Apitz

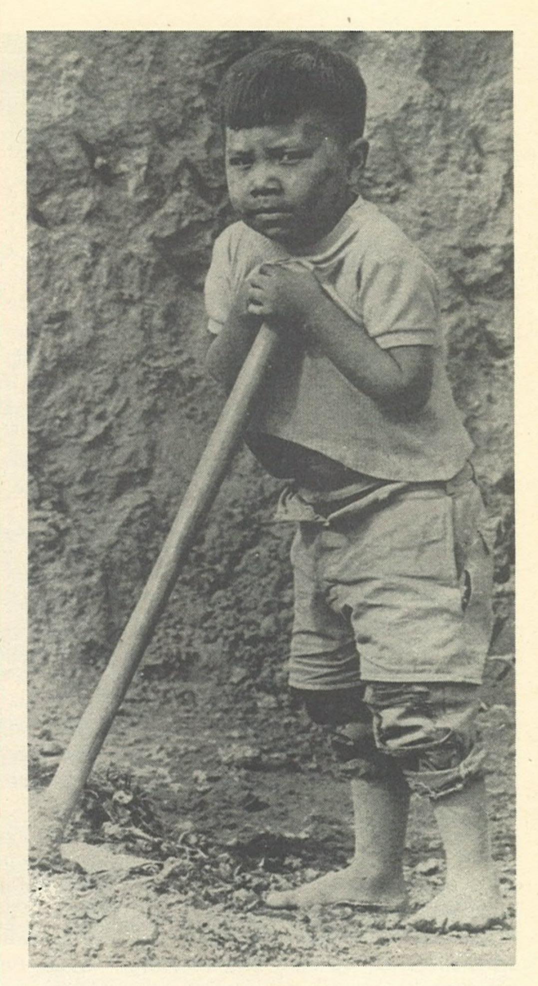
Bruno Apitz ist einer der menschlich lautersten Schriftsteller der DDR-Literatur. In diesem Jahre wäre er achtzig Jahre alt geworden. Das ist Anlaß, ein bißchen über ihn nachzudenken.
Als er noch unter uns lebte, konnte man ihn öfter durch die Straßen Berlins spazieren sehen, ein schmächtiger Mann, vornübergebeugt, mit einem Gesicht aus Vergangenheit; aber wenn er einen ansah, mit hellen Augen, sprang die Güte und das Wissen von vielem aus ihm heraus, und wenn er redete, erzählte und lachte, schien es, ihm wüchse Persönlichkeit augenblicks zu, so lebte er auf.
Bruno Apitz war das zwölfte Kind eines Wachstuchdruckers. Seine Kindheit, wie sich denken läßt, war schwer, wie eine Kindheit vor dem ersten Weltkrieg in einer armen Familie nur schwer sein konnte. Früh organisierte sich der junge Arbeiter in der Sozialistischen Arbeiterjugend, dann der Liebknecht-Jugend; er wurde wegen Antikriegspropaganda verhaftet, wegen Teilnahme an einem Streik gemaßregelt; er wurde zu einem Jahr und sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Als Buchhandlungsgehilfe, Laufbursche, Stempelschneider, Gehilfe in einem wissenschaftlichen Antiquariat schlug er sich durchs Leben.
Mehrmals wurde Bruno Apitz nach dem Machtantritt der Hitlerfaschisten in Deutschland in Konzentrationslager gebracht, nach Colditz, Sachsenburg und Buchenwald. Er war 1927 Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands geworden, da mußte er, ein entschiedener Feind der Faschisten, mit dem Schlimmsten rechnen. Acht Jahre war er im Konzentrationslager Buchenwald, jenem für alle Ewigkeit geschändeten Stück deutscher Erde in der Nähe Weimars, das heute Gedenkstätte ist, aus gutem Grund Vergangenheit als Mahnung wachhält. Hier lebte Bruno Apitz wie viele seiner Genossen, litt und kämpfte er als Deutscher an der Seite von Polen, Tschechen, Russen und Menschen anderer Nationalitäten.
Darüber schrieb er in seinem Lebensroman „Nackt unter Wölfen", der eindrucksvollen Geschichte von der Rettung eines kleinen Kindes im Konzentrationslager Buchenwald, eine tatsächliche Geschichte, die Größe hat und vorbildliche Menschlichkeit erschütternd einfach erzählt. Die schlimmsten Greueltaten der Faschisten, des Henkers Mandrill und anderer, stehen neben dem Einsatz und der Aufopferung von Krämer, Bochow, Höfel, Kropinski, Antifaschisten von Format, die in der Niederlage groß aufwachsen, den Aufstand organisieren und solidarisch sind bis zum letzten Stückchen Brot, die dem Tod mutig ins Auge sehen und alles daran setzen, daß das Kind vor den Faschisten gerettet wird.
Bruno Apitz hat in diesem Roman ein Stück seines Selbst aufgeschrieben, sein Leben ist in dieser Geschichte, seine Hoffnung, sein Nachdenken, sein Lachen auch. Er hat all das uns geschenkt, daß wir nicht vergessen, was war in den finstersten Zeiten, und daß wir Zukunft erlangen, indem wir von diesem Wissen erfüllt sind.
„Nackt unter Wölfen" ist nicht das einzige Werk, das Bruno Apitz schrieb, aber dieser Roman hat als einzige seiner Schöpfungen die Kraft und Lebendigkeit, die Kunst braucht, um Glocke zu sein, die wir nur berühren müssen, um ihren unverwechselbaren Klang zu hören.

Rulo Melchert

Foto: aus „Kunst hinter Stacheldraht", VEB Seemann-Verlag Leipzig 1976
JW-Repro

„Singende Pferde", Zeichnung von Henri Pieck





Nach Schätzungen der Internationalen Arbeitsorganisation müssen gegenwärtig 52 Millionen Kinder unter 15 Jahren arbeiten wie dieser neunjährige Junge in den Lehmgruben eines Ziegelwerkes.

Foto: ADN/ZB

Eintrittsfähnchen

Wir haben ein Tribunal zum Thema „Kinder klagen den Imperialismus an" durchgeführt. Der Eintritt für diese Veranstaltung betrug 50 Pfennig. Das ergab eine Solidaritätssumme von 250,– Mark. Für die 50 Pfennig, die wir einsammelten, bekam jeder ein Fähnchen, das wir aus einem Stücken Fahnenstoff gebastelt, beschriftet und mit einer Sicherheitsnadel zum Anstecken versehen hatten.

Klasse 7a, Goethe-Oberschule, 209 Templin

Auflösung der Preisausschreiben:

Heft 1/80, Seite 1
Wie ist mein Name?
Auflösung: Hebel

Seite 29:
Drei mit einem Strich
Auflösung: Sanssouci

Heft 2/80, Umschlag:
Ein Augenblick . . .
Auflösung: Chemiekombinat Bitterfeld

Seite 1:
Was ist das Gemeinsame?
Auflösung: 1. Lot
2. Reibung

Vortreffliche Bücher

Wladimir Iljitsch Uljanow (Lenin) wurde am 22. April 1870 in Simbirsk (heute Uljanowsk) geboren.
Zur Familie Uljanow gehörten sechs Kinder: Anna, Alexander (Sascha), Wladimir (Wolodja), Olga, Dmitrij (Mitja) und Maria. Die Eltern bemühten sich um eine vielseitige Bildung und Erziehung ihrer Kinder. Schon frühzeitig ermöglichten sie ihnen die Lektüre der Werke großer russischer Schriftsteller, u. a. von Puschkin, Turgenjew, Nekrassow, Tolstoi – sowie fortschrittlicher russischer Literatur, u. a. von Tschernyschewski, Dobroljubow, Pissarew.

Die alte Nähmaschine ratterte, schmale Finger schoben geschickt den Stoff unter das stählerne Füßchen. Über dem Maschinengeratter hörte Maria Alexandrowna nicht, daß Mitja ins Zimmer getreten war und hinter der Mutter stehen blieb. Verwirrt drehte er sein lockiges Haar um den Finger und konnte sich nicht entschließen, ihre Arbeit zu unterbrechen. Er wartete, bis ihn die Mutter von sich aus bemerkte.
„Was ist, Mitjenka?" Maria Alexandrowna blickte sich um. Als sie das betrübte Gesicht ihres Sohnes sah, fragte sie beunruhigt: „Ist etwas geschehen? Hast du eine Vier bekommen?"
„Nein, Mutter!" Mitja schaute der Mutter geraden Blickes in die Augen. „Aber der Direktor des Gymnasiums hat gesagt, daß er dich sprechen möchte und daß du sofort zu ihm kommen sollst."
Die Mutter glättete mit der Hand das lockige Haar ihres Jungen. „Hab keine Angst! Ich werde zum Direktor gehen."
Direktor Ssokolow erwartete sie offensichtlich.
„Frau Uljanowa", begann er feierlich, „wir, das sind die Direktion des Jungengymnasiums, die Lehrer und Erzieher, wollen alles daransetzen, Sie vor neuen Unannehmlichkeiten zu bewahren."
Maria Alexandrowna hörte aufmerksam zu.
„Uns ist bekannt, daß Ihr ältester Sohn Alexander ..."
„Es geht doch wohl um meinen jüngsten Sohn", unterbrach ihn Maria Alexandrowna und entfernte mit einer kaum merklichen Bewegung den Kragen vom Hals.
„Ja, ja, es handelt sich um Dmitrij Uljanow. Aber ich möchte sagen, daß sich ihr zweiter Sohn Wladimir gleichfalls nicht durch beispielhaftes Benehmen ausgezeichnet hat. Uns ist die Teilnahme an Studentenunruhen in Kasan bekannt. Ihre älteste Tochter Anna steht unter Polizeiaufsicht und verbüßt eine Verbannungsstrafe in der Nähe von Samara. Ist das in der Tat noch zu wenig Leid, was Sie durch Ihre ältesten Kinder erfahren haben, daß Sie nun auch noch Ihren dritten Sohn einen so gefährlichen Weg gehen lassen?"
„Ich verstehe Sie nicht, Herr Direktor", unterbrach ihn Maria Alexandrowna erneut. „Benimmt sich Mitja schlecht? Ist er faul?"
„Das ließe sich wieder gutmachen! Die Sache ist bedeutend schlimmer", fuhr der Direktor fort.
„Was ist geschehen, Herr Direktor?"
Ssokolow zog ein Schubfach seines Schreibtisches heraus und entnahm ihm ein großes Buch in einem grauen Einband mit goldenen Ähren geprägt. Maria Alexandrowna erkannte einen Band der Werke Pomjalowskis.
„Dieses Buch ist aus unserer Hausbibliothek", bemerkte die Mutter noch immer erstaunt.
„Und eben dieses Buch", es schien, als freute sich der Direktor beinahe, „hat unser Erzieher, Herr Kotschkin, im Tischfach Ihres Sohnes beschlagnahmt. Ein außerordentlich erfahrener Pädagoge, dem die Moral seiner Zöglinge am Herzen liegt."
Maria Alexandrowna begriff jetzt den wahren Zweck der regelmäßigen Besuche, die Kotschkin ihrem Hause abstattete: ihr fünfzehnjähriger Sohn wurde gleichfalls bespitzelt.
„Ist Ihnen bekannt, gnädige Frau, daß die Bücher des Herrn Pomjalowski für Jugendliche als außerordentlich schädlich gelten? Das ist ein verbotenes Buch", betonte der Direktor und gab es der Mutter.
Maria Alexandrowna öffnete den Band, kniff die Augen zusammen und las die ersten Zeilen der ersten Seite: „Wißt ihr, was es heißt, ehrlich zu denken?"
„Wie bitte?" fragte der Direktor.
Die Mutter schloß das Buch. „Ich habe nur die ersten Worte aus diesem Buch gelesen."
Der Direktor nahm den Kneifer ab und blickte Maria Alexandrowna durchdringend an. Ihr Gesicht war ruhig und undurchdringlich. „Ich bitte Sie inständig, gnädige Frau, Ihre Bibliothek zu sichten, schädliche Bücher aus ihr zu entfernen und Ihre Kinder vor dem verderblichen Einfluß verbotener Literatur zu bewahren. Sie sind eine gebildete Frau und Mutter. Sie müssen sich darum kümmern, daß Ihre Kinder nützliche Bücher lesen."
„Gut, Herr Direktor, ich werde die Bibliothek durchsehen und Sorge tragen, daß meine Kinder wirklich gute Bücher lesen", sagte Maria Alexandrowna.
Der Direktor begleitete die Mutter mit einem feindseligen Blick hinaus, klemmte den Kneifer wieder auf die Nase, tunkte die Feder ins Tintenfaß und begann dem Kurator des Kasaner Schulbezirkes einen Bericht zu schreiben.
„... der aufsichtsführende Lehrer bemerkte auf dem Tisch einen Band der Werke Pomjalowskis, die für Jugendliche schädlich und verboten sind. Dieses Buch ist der Hausbibliothek entnommen worden ...
Anläßlich dieses Vorfalles sprach ich mit der Mutter über den Schaden, den Bücher negativer Richtung bei Jugendlichen anrichten können, und ich bat sie, ihrem Sohn den Zugang zur Hausbibliothek zu verwehren ..."
Zu Hause schlug Maria Alexandrowna noch einmal das Buch auf. „Wißt ihr, was es heißt, ehrlich zu denken?" flüsterte sie und ging zum Bücherschrank. In den Fächern standen die Bücher, sorgfältig geordnet, aus ihnen sahen blaue, rote und weiße Lesezeichen heraus.
Sie nahm aufs Geratewohl ein Buch Tschernyschewskis heraus und öffnete es an einer Stelle, die durch ein Lesezeichen gekennzeichnet war. Vermutlich hatte Wolodja das angestrichen ... Rachmetow ... „Groß ist die Zahl der ehrlichen und guten Menschen ...", las sie. Maria Alexandrowa stellte das Buch zurück. Da stand wieder eins mit einem Lesezeichen Saschas. Nur er fertigte solche schöne Lesezeichen an.
Die Mutter sichtete die Bücher Pissarews, Dobroljubows, Puschkins, Nekrassows. In allen steckten Lesezeichen ihrer Kinder. Sorgfältig stellte sie die Bücher an ihren Platz zurück und schloß den Bücherschrank.
In der Tür stand Mitja und blickte sie fragend an: „Mutter, worüber hat der Direktor mit dir gesprochen?"
Die Mutter zog ihren Jungen an sich. „Er hat davon gesprochen, daß du nur gute Bücher lesen sollst, und ich habe ihm versprochen, weiter dafür Sorge zu tragen. Hier", und sie zeigte auf den Bücherschrank, „findest du nur vortreffliche Bücher."


Zeichnung: Hans Betcke

(Aus: „Herz einer Mutter" von Soja Wosskressjenskaja, veröffentlicht in „Pionerskaja Prawda", übersetzt und bearbeitet von Thea Woboditsch)



Kommandant, Signalgast, Funkmeßgast, Fahrmaat in einem Boot

Unsere Soldaten und Offiziere der Nationalen Volksarmee feiern mit ihren Waffenbrüdern in der Sowjetarmee und in den Streitkräften der anderen sozialistischen Länder im Mai 1980 den 25. Jahrestag des Warschauer Vertrages. Vereint sichern sie den Frieden, garantieren die Sicherheit und den Schutz des Sozialismus.

Text und Fotos: Klaus Trecke

„Rote Matrosen!"

August Lüttgens wurde 1892 in Lübeck geboren. Als Schiffsjunge fuhr er auf deutschen, englischen und dänischen Schiffen zur See. Während des ersten Weltkrieges rief August Lüttgens seine Kameraden in der kaiserlich-deutschen Marine zur Beendigung des Krieges auf. 1918 nahm er führend an den revolutionären Kämpfen in Wilhelmshaven teil. Er wurde verhaftet und zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt. Ihm gelang jedoch die Flucht aus dem Zuchthaus Bremen. Später leitete er den Roten Frontkämpferbund in Hamburg-Altona. Am 17. März 1933 überfielen 5 000 SA-Männer das Hamburger Arbeiterviertel Altona. Sechzehn Arbeiter wurden bei den Straßenkämpfen von der SA getötet. Als einer der Führer der Hamburger Arbeiter wurde August Lüttgens verhaftet und mit drei seiner Genossen zum Tode verurteilt.
Am 1. August 1933 wurde er vor 75 politischen Gefangenen hingerichtet. Vor seiner Ermordung rief er: „Ich sterbe für die proletarische Revolution! Rot Front!"
Ein Raketenschnellboot unserer Volksmarine trägt den Namen dieses revolutionären Matrosen.

Der Kommandant

Kapitänleutnant Andreas Junghanns, an Bord der „Alte" genannt, ist ein freundlicher junger Offizier. Er kommt, wie viele „Seefahrer", aus dem Süden der Republik, aus Nordhausen. Seit acht Jahren fährt Genosse Junghanns auf Schiffen der Volksmarine, und seit fünf Jahren ist er Kommandant der „August Lüttgens". Auf seinem Boot kennt er die Stärken und Schwächen jedes Genossen.
„Ein Raketenschnellboot ist nun mal kein Vergnügungsdampfer, und unsere Aufgaben im diensthabenden System der sozialistischen Staaten verlangen von jedem Genossen an Bord hohen Einsatz. Natürlich denken wir immer daran, wessen Namen unser Boot trägt.
In der BRD gibt es einen Raketenzerstörer mit dem Namen ‚Lütjens', benannt nach einem Admiral der Naziwehrmacht. Zwischen ‚Lüttgens' und ‚Lütjens' liegt eine Klassenbarrikade, und daß die ‚Lüttgens' immer die Stärkeren sind, dafür sorgen wir mit!
Alle Gefechtsaufgaben auf See wurden von uns mit der Note 1 erfüllt, und die Auszeichnung ‚Bestes Boot' bekamen wir siebzehnmal verliehen. Die Besatzung unseres Raketenschnellbotes wurde auch mit der ‚Verdienstmedaille der NVA' in Bronze geehrt. Eine Auszeichnung, auf die wir alle stolz sind!"

Der Signalgast

Stabsmatrose Peter Umkliss kommt aus Staßfurt und hätte sich als Junge nicht träumen lassen, einmal zur See zu fahren. Wunschtraum war es schon, aber nun ist es Wirklichkeit geworden.
„Das Leben an Bord bei langen Seetörns ist ziemlich hart. Auf engstem Raum muß sich einer auf den anderen verlassen können. Meine Signale mit Lampe oder Flagge müssen dann eben stimmen. Aber Erfolge sind Ansporn für uns alle."

Der Funkmeßgast

Maat Hans-Jürgen Friedrich ist an Bord mit der Elektronik des Schiffes beschäftigt. Auf einem modernen Kampfschiff eine verantwortungsvolle Aufgabe! Der Werkzeugmacher aus Dessau liest gern, zeichnet viel – aber noch lieber spielt er mit seinen Genossen Fußball, wenn sie an Land sind. Aber auch Schlauchbootrennen auf See oder Tauziehen an Bord sind sehr beliebt, und eine Stelle für Klimmzüge oder Liegestütze findet an Bord jeder.
„Unser Boot ist als Waffe nur dann wirksam, wenn wir die Kraft haben, es als Waffe zu nutzen!"

Der Fahrmaat

Steffen Thomas ist ganz „unten", in der Maschine, zu finden. Er kommt aus Rathenow und ist von Beruf Mechaniker. Nachdem er sich in der ersten Zeit in seinem „Reich" einige tüchtige Beulen geholt hat, kennt er jetzt die gefährlichen Stellen genau. Er weist uns auf ein blankes Schild im Fahrstand des Schiffes hin „Boot der hohen seemännischen Kultur". Das ist eine Auszeichnung, die einem Schiff erst dann feierlich verliehen wird, wenn es über lange Zeit von innen und außen „wie aus dem Ei gepellt" aussieht und natürlich voll funktionstüchtig ist.
Ja, die Genossen der „August Lüttgens" sind schon auf Draht! Damit – wie sagte der Kommandant – wir, die „Lüttgens", immer die Stärkeren sind!

Frisch gesät ist halb gewonnen!

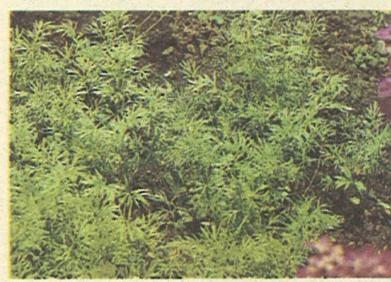
Schöner unser Schulhof! Mach mit!

In „Frösi“ Heft 3/80 war ein Fräulein namens Nigella beigelegt. „Jungfer im Grünen“ stand auf dem bunten Samenpäckchen. Zur Erinnerung:

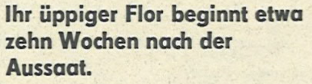


Die Aussaat der attraktiven einjährigen Sommerblume mit ihren blauen, weißen oder rosa Blüten erfolgt Anfang April bis in den Mai hinein.





Nach dem Auflaufen werden die Pflänzchen auf 10 bis 15 cm Abstand verzogen.



Ihr üppiger Flor beginnt etwa zehn Wochen nach der Aussaat.







Die 50 cm hohe langbeinige Nigella im Blütenkleid.

Die abgeblühte Blume im Fruchtstand – getrocknet ein Schmuck für Blumengebinde im Winter.

Text: Christamaria Fiedler
Fotos: Dietmar von Alberti (3)
Herbert Schier (3)

„SERGEJ“ (2)



1. Am ersten Tag der Winterferien des Jahres 1950 trifft sich der Freundschaftsrat auf dem Schulhof.
„Siehst du hier irgendwo einen Gedenkstein?“ Spöttisch mustert Eveline Fritz. „Unterbrich mich nicht! Hast du nicht erklärt: Das laßt uns mal machen, es wird das Abschiedsgeschenk der Achten für die Schule?“
„Habe ich,“ nickt Fritz, „aber so einfach ist das nicht . . .“
„Das hättet ihr euch eher überlegen müssen!“ schneidet ihm Eveline das Wort ab. „Wegen euch kommen wir mit dem Thälmannhain nicht weiter!“ „Dabei wollten wir eigentlich nur eine kleine Gedenktafel aufstellen, aber du, Fritz, hast auf einem richtigen Gedenkstein bestanden,“ erinnert Klaus. Eveline nickt bestätigend: „Weil du den Mund so vollgenommen hast, haben wir jetzt weder Stein noch Tafel!“ Da ihr vor Empörung die Puste ausgeht, kommt Fritz auch einmal zu Wort. „Es bleibt dabei,“ sagt er nur, „den Stein besorgen wir, egal wie!“



2. Am Nachmittag wandert Fritz mit seinen Freunden hinaus zum Steinbruch. „So,“ sagt er, heute müssen wir einen passenden Stein finden! Eberhard, du gehst nach rechts, Harri nach links. Ich suche den Rand ab.“



3. Vorsichtig balanciert Fritz den schmalen steinigen Pfad entlang. Ein dicker Basaltbrocken versperrt ihm den Weg. „Du kannst mich nicht aufhalten, Dicker,“ lacht Fritz, „paß auf, gleich steig' ich dir auf den Kopf!“ Er holt Schwung, hopp! und rutscht ab. An einem Birkenast findet er Halt.



4. „Eberhard, Harri! Hilfe, hierher!“ ruft Fritz. Er versucht mit den Füßen Halt zu bekommen. Vergebens. Seine Rechte, die den Birkenzweig umklammert, erlahmt. Schützend nimmt er die linke Hand vor's Gesicht. Hui, ist das eine Rutschpartie. Ratsch macht die Hose an einem Steinbrocken. Au! Kopfüber landet er in einer Schneewehe.

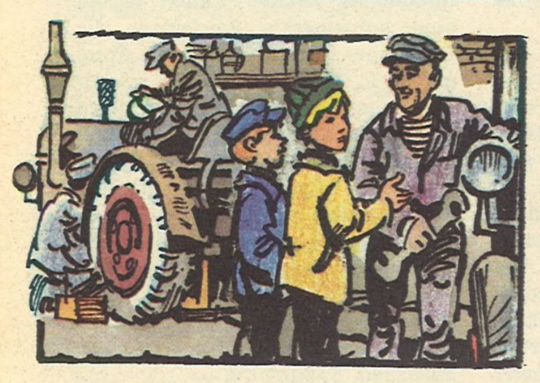


5. „Hier ist er!“ ruft Fritz seinen atemlosen Freunden zu. „Bin regelrecht mit der Nase drauf gestoßen.“ „Man sieht's,“ meint Eberhard trocken, „dein Riechkolben hat ganz schön was abgekriegt.“ „Das ist mir der Prachtstein wert,“ winkt Fritz ab. „Wirklich tadellos, ziemlich glatte Oberfläche,“ meint Harri anerkennend, „bloß – wie kriegen wir den weg?“ „MAS,“ antwortet Fritz, „da kenn' ich welche!“

Das Wiedersehen

Jürgen Polzin

Zeichnungen: Günter Hain



6. „Tut mir leid, Jungs," sagt der MAS-Leiter, nachdem Fritz ihm ihr Anliegen vorgetragen hat. „Da habt ihr euch den schlechtesten Zeitpunkt ausgesucht. Im Moment werden alle Maschinen für die Frühjahrsaussaat überholt."
„Und wann werden sie wieder fahrfertig sein?"
„Zum Tag der Bereitschaft, in genau drei Wochen." Enttäuscht machen sie sich auf den Heimweg. Was nun? „Zum Schieberkönig!" schlägt Eberhard vor.



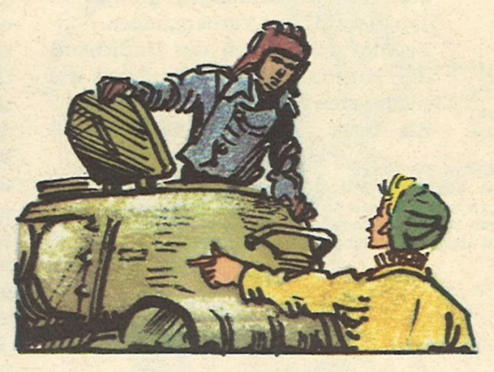
7. „Eigentlich ist schon Feierabend," empfängt sie der Fuhrunternehmer. „Aber bei König ist der Kunde König! Hahaha, guter Werbeslogan, was?" Als sie ihr Anliegen vorbringen, lacht er nicht mehr. „Einen Stein mit dem LKW aus dem Wald holen? Das steht nicht für die Kosten." „Sie tun's doch für eine gute Sache!" versucht ihn Fritz umzustimmen. „Für mich gibt's nur gute und schlechte Geschäfte, und das hier wär' ein schlechtes!" „Kommt," sagt Fritz, „hier sind wir an der falschen Adresse."



8. „Irgendwie müssen wir den Stein hier wegkriegen!" trumpft Fritz auf. „Die alten Ägypter haben dazu Rollen benutzt" überlegt Harri. „Denk aber auch an die Elefanten, die sie vorgespannt haben!" spottet Eberhard. Alles Weitere geht in einem immer lauter werdenden Dröhnen und Rasseln unter. „Panzer!" ruft Harri. „Wintermanöver! Das sehen wir uns an!"



9. Mit ein paar Sätzen sind sie am Waldweg.
„T 34," stellt Harri fest. Fritz starrt wie gebannt auf den ersten Panzer: 333? Das ist doch . . . Ob etwa Sergej?
Und dann steht er mit ausgebreiteten Armen mitten auf dem Weg. „Halt, stoj!"
„Hast du einen Klaps!" ruft Eberhard ängstlich vom Waldrand her. Mit einem Ruck bleibt der vorderste Panzer stehen. Die Turmluke fliegt auf.



10. „Nu schto, was wollen?" Enttäuscht schaut Fritz zu dem unbekannten Panzersoldaten hoch. „Sie — Kommandant?" „Prawilno," bejaht der, „Kommandant?"
So gut er kann, halb deutsch, halb russisch, erklärt Fritz sein Problem. „Mit dem Panzer wär's eine Kleinigkeit!" Der Panzerkommandant schüttelt den Kopf. „Njet, ich Soldat, chaben Befehl, versteh'n?" „Und ich habe einen Pionierauftrag!" ruft Fritz beschwörend. „Da kommt Kommandeur, du fragen . . ."



11. Der Panzerkommandant nimmt Haltung an und erstattet Meldung. Der Kommandeur wendet sich streng an Fritz und seine Freunde: „Ihr chabt schlechte Disziplin! Man kann nicht einfach Panzer anhalten!" Verdutzt schaut er auf den goldglänzenden Stern, den Fritz aus der Tasche zieht. „Fritz, moi dorogoi drug," ruft er erfreut, „dich chätte ich nicht wiedererkannt!"



12. Es gibt viel zu erzählen: von der Begegnung damals am Fluß, von Iwan, von der Schule, vom Ehrenhain. „Bitte," sagt Fritz, „damals brauchten Sie Hilfe und heute ich!" Der Kommandeur überlegt einen Augenblick. „Charascho!" nickt er dann und klopft Fritz auf die Schulter. „Wie sagt man bei euch? — Ich nehme es auf meine Kappe." Er gibt den Soldaten einen Befehl.



13. „Nu, charascho," sagt der Kommandeur mit einem Blick auf die Uhr. „Paß auf, Fritz! Chier ihr bohren ein Loch in den Stein. Weiter nix. Alles andere mache ich. Wie sagt man bei euch? — Es wird eine Überraschung!"
Der Panzermotor brüllt auf. „Danke!" ruft Fritz, „und auf Wiedersehen!" „Doswidanja!" winkt der Kommandeur zurück, „bis Thälmanns Geburtstag!"



14. „So," sagt Fritz, Genugtuung in der Stimme, zur Freundschaftsratsvorsitzenden, „Auftrag erfüllt, hier ist der Stein." „In Ordnung," antwortet Eveline, euren Auftrag habt ihr in Ehren erfüllt. Bloß . . ." „Bloß?" fragt Harri hellhörig? „Ihr müßt nicht immer so angeben!" „Erklär' das mal genauer!" fordert Eberhard. „Naja," meint Eveline, „gleich mit 'nem Panzer vorfahren, ging's nicht 'ne Nummer kleiner?" Die drei Freunde sehen sich verdattert an. „Ich werd' nicht mehr," stöhnt Harri. Und Eberhard meint: „In Ordnung, nächstes Mal nehmen wir einen Handwagen." Fritz sagt gar nichts. Er ist einfach sprachlos.



15. Der große Tag ist gekommen. Die Schüler sind am Ehrenhain angetreten. Unter den Gästen sind auch sowjetische Panzersoldaten. Der Kommandeur überreicht Fritz eine goldglänzende Thälmannplakette. „Chaben ich diesmal extra fjur dich gemacht." Gemeinsam befestigen sie beide die Plakette am Gedenkstein, der sowjetische Major Sergej und der Pionier Fritz.

Landgang in Japan

Japan ist ein entwickelter kapitalistischer Industriestaat. Unser Zeichner Gerhard Vontra schildert euch aus seiner Sicht Kontraste in diesem Lande, die sich nicht nur in dem Nebeneinander von riesigen bis 60stöckigen Palästen der Konzerne und kleinsten Holzhäusern ausdrücken.

Text und Zeichnungen: Gerhard Vontra



Das Inselreich Japan (372 077 km² mit etwa 111 Millionen Einwohnern) soll nach alten Sagen ein großer Fisch auf seinem Rücken tragen, und wenn er nicht gerade schläft, gibt es Erdbeben.

Mich als Zeichner beeindruckte das Puppenstubenformat der Häuser und Gassen, als ich zum erstenmal eine japanische Stadt betrat. Die Häuschen sind klein und schmiegen sich eng aneinander, als fürchteten sie die Einsamkeit (durchschnittliche Wohnraumgröße für eine vierköpfige Familie = 16 Quadratmeter). Ein Gegensatz dazu sind riesige erdbebensichere Bürohäuser kapitalistischer Monopole, die sich natürlich besonders von den kleinen schwer beheizbaren und geräuschempfindlichen Holzhäusern abheben. Im Arbeitsprozeß gelten die Männer mehr als Frauen. Aber im japanischen Haushalt regiert die Frau. Sie verwaltet das Geld und erzieht die Kinder.

Die Höflichkeit und das rücksichtsvolle Miteinander fallen uns Europäer auf. Umarmungen gibt es in Japan nicht, nur Verbeugungen.

Bedingt auch durch die Höflichkeit der Kraftfahrer, hat das Land die niedrigsten Autounfälle der Welt.

Als Leser japanischer Bücher muß man 2 500 bis 3 000 Schriftzeichen beherrschen. Die Kinder in Japan lernen in sechs Jahren etwa mehr als tausend Zeichen.

Überall in Japans Städten locken bunt aufgemachte Spielsalons die Einwohner vor chromblitzende Automaten. In Tokio soll es 3 348 solcher Salons mit 197 819 Spielautomaten geben. Das Klappern der 500 Metallkugeln, die im Automaten von Sperre zu Sperre hüpfen, scheint Männer, Kinder und Frauen stundenlang zu zwingen, sich diesem Spiel hinzugeben. Kleinkinder sah ich im Arm ihrer spielenden Muttis schlafen. Pachinko heißt das Spiel. Der große Gewinn: ein Stück Seife, billiges Spielzeug, Kaugummi.

Keine Wohnung darf mit Schuhen betreten werden. Überall stehen Pantoffeln für den Gast bereit. Hunderte davon sah ich in einer Poliklinik stehen. Ein Land, in dem man kein Loch im Strumpf verbergen kann.

Die japanische Küche soll die raffinierteste der Welt sein. Kein Fett, keine Saucen, alles nur kurz gekocht oder gedämpft. Eine Mahlzeit besteht in Japan aus fünf bis sieben Gerichten. Eine japanische Spezialität: Enteneier werden 100 Tage in Schlamm – gemischt mit Kalk und Weizen – vergraben. Das Eiweiß wird durch Gärung schwarz, und man kann es weit riechen. Gegessen wird mit Stäbchen. Einmal habe ich mitgegessen. Es gab Algen, Auberginen, Krebs, Süßkartoffeln, Kastanien, Reis – dick gekocht – und Fisch. Dazu wird ein warmer Reiswein, Sake genannt, getrunken.

Es gibt weibliche Polizistinnen auf Mopeds, die den Straßenverkehr

überwachen. Ein Auto, im Parkverbot stehend, wurde von einer Polizistin mit einer Plastekarte, auf der das Parkverbotsschild gedruckt war, mit einer kleinen Kette um den Spiegel gekennzeichnet. Der Kraftfahrer nimmt – deutlich markiert – am Straßenverkehr teil, und nur ein Polizist kann bei Zahlung der Strafe den Kraftfahrer von dieser „Sichtwerbung" befreien.

Die Geschwindigkeit auf den Autobahnen beträgt 100 km/h. In dem Tacho ist ein kleiner Gong eingebaut, der bei Überschreitung dieser Geschwindigkeit leise gongt.

Die wichtigsten Bahnen Tokios sind überfüllt. In den Stoßzeiten mit 250 % bis 300 %. Dann entsteht sogar akute Atemnot in den Abteilen. Die Menschen werden in die Züge vom Personal des Bahnsteigs hineingedrückt.

Es gibt wenig Grünanlagen in den Städten, die vielen Blumentöpfe abgerechnet. In Tokio kommt ein Quadratmeter Park auf einen Einwohner. In Berlin sind es 25 Quadratmeter.

Der Japaner empfindet das Alter als das Ideale. Viele heiratsfähige Töchter erlernen das Blumenstecken, Ikebana genannt. Es gibt fünf Arten des Steckens: stehende Blumen, lebende Blumen, Hineingeworfenes, aufgehäufte Blumen und freie Blumen. Diese Kunst ist 1 300 Jahre alt.

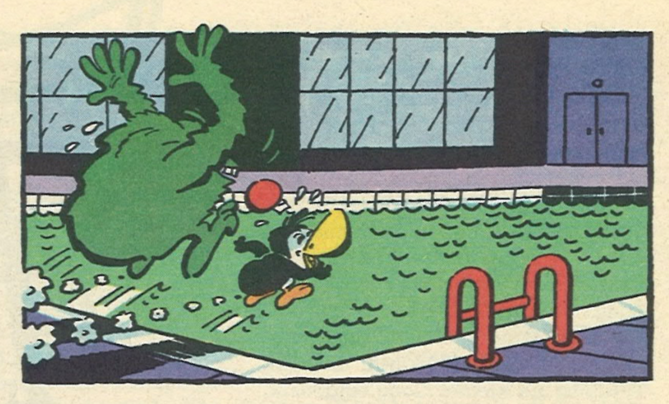
Von den Monsunländern ist Japan das kälteste. Der Reisanbau bedingt Gemeinsamkeit. Er wird von allen Bewohnern des Dorfes angepflanzt. Säuberlich, in Reih und Glied, stehen die Pflanzen. Bemerkenswert erschien mir, daß das Hauptnahrungsmittel Reis aus eigenem Aufkommen gesichert wird.







































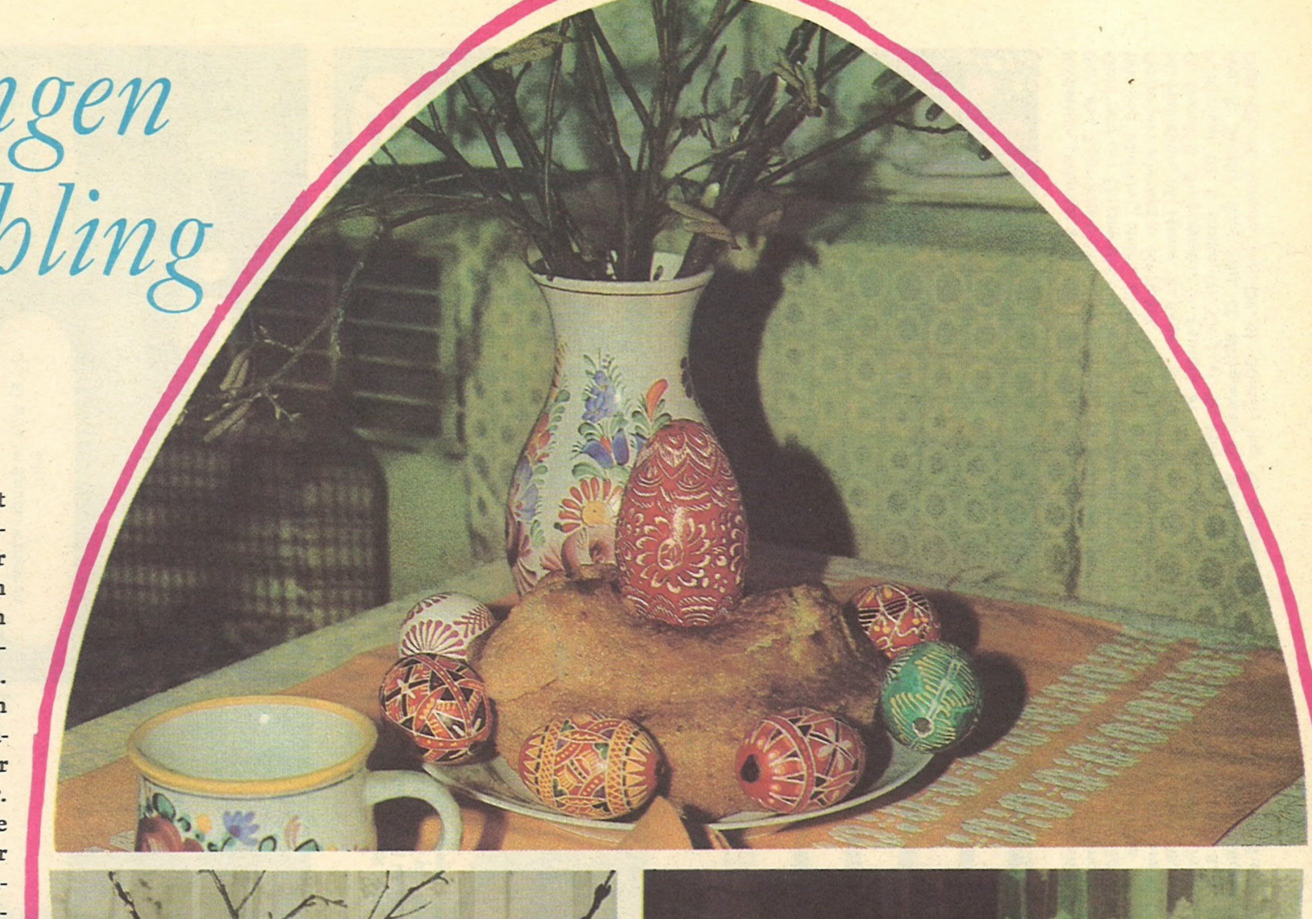




FRÖSI-BEILAGE EXLIBRIS

Diesem FRÖSI-Heft ist ein Bogen Exlibris beigelegt. Schneidet die einzelnen Aufkleber auseinander und kennzeichnet damit euren Bücherschatz.
Schon im Mittelalter war es Brauch, den Besitz seiner Bücher durch das Hineinschreiben des Namens anzuzeigen.
Dann, im 15. Jahrhundert, wurde der Buchdruck erfunden. Nach und nach schrieb man nicht mehr den Namen in den Buchdeckel, sondern benutzte für Besitzvermerke kleine graphische Blätter mit Ornamenten oder figürlichem Schmuck.
Exlibris als Bucheignerzeichen haben auch heute noch ihre zweckbestimmende Bedeutung. Benutzt unsere Beilage für eure Bücher.

Wir bringen den Frühling



Die Freude auf den Frühling ist seit langen Zeiten in allen Menschen verwurzelt, doch ganz besonders in der Landbevölkerung. Sorgt sie sich doch darum, daß mit ihrer Arbeit auf den Feldern und in den Ställen den Menschen die Nahrung gesichert wird. Ihre Freude darüber äußerte sich in verschiedenen Festen und Vergnügungen, von denen das Osterfest der Höhepunkt aller Frühlingsfeste war. In der ČSSR befindet sich die meiste Landwirtschaft in Mähren und in der Slowakei. Darum ist es nicht verwunderlich, daß hier einstmals die meisten Osterbräuche entstanden sind.

Am häufigsten ist das Hinaustragen des Winters. Eine große, mit Stroh ausgestopfte Puppe in Frauenkleidern – als Symbol des Winters – wird mit viel Gesang und Lärm durch das ganze Dorf getragen, anschließend im Bach ertränkt oder im Feuer verbrannt. In manchen Gebieten stellt diese Puppe einen Greis dar.

In der Slowakei tragen die Kinder blühende Baumzweige mit bunten Eiern und Bändern geschmückt. Unter den Fenstern rufen sie: „Wollt ihr einen neuen Sommer?" Und wenn das bejaht wird, singen sie: „Wir bringen euch den Mai, und das Grün im Hain, es möge alles wachsen und gedeih'n."

Bis heute jedoch hat sich das Schmükken der Eier erhalten. Das Verzieren hat sich von Generation zu Generation zu einer echten Volkskunst entwickelt. Wegen der anmutigen Schönheit der gestalteten Motive haben sich Ostereier aus der ČSSR sogar einen Weg ins Ausland als Exportartikel gebahnt.





Die Techniken sind unterschiedlich, wobei das Färben die einfachste Methode ist. Folgende Farben erhält man: 1. Vom Wasser abgekochter Rinde des Apfelbaumes oder Haferstroh Gelb, 2. von Zwiebelschalen oder Pflaumenbaumrinde Braun, 3. von Heu, Wintersaat oder jungem Gras Grün, 4. von der Rinde alter Erlen Schwarz.

Eine andere Technik ist das Wachsen. Eingefärbter Bienenwachs wird mit dem Stecknadelkopf auf das Ei aufgetragen und das erkaltete Wachs läßt die Muster auf dem Ei plastisch erscheinen.

Eine sehr verbreitete Art ist das Bemalen. Auf die weiße Schale wird mit Wachs ein Muster gezeichnet, das Ei wird dann in Farblösung getaucht, wobei die mit Wachs gemalten Muster die Farbe nicht annehmen. Danach wird das Wachs im Ofen abgeschmolzen. Zurück bleibt das helle Muster.

Manche Eier werden ganz eingefärbt und anschließend wird mit einem scharfen Gegenstand ein Muster eingekratzt.

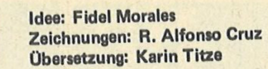
Seit einiger Zeit werden auch die Eier mit Strohstücken, Textilien oder Gräsern beklebt.

Ist Ostern vorüber, hat auch in der ČSSR der Frühling Einzug gehalten, und niemand läßt sich verdrießen, wenn der hinausgejagte Winter doch noch mal versucht, mit einem Schneeschauer seine Stärke zu beweisen.

Text: Johanna Kovarik Fotos: Günther Simon

ERINNERUNGEN DES CHAMACO

In Kuba gab es vor der sozialistischen Revolution viele Kinder, die immer hungerten. Auf ihre Weise kämpften sie gegen das Unrecht.



Idee: Fidel Morales
Zeichnungen: R. Alfonso Cruz
Übersetzung: Karin Titze

















9. Pescaito jagte hinaus, der Leutnant erkannte ihn. In seiner Wut stürzte er und gab mehrere Schüsse auf den fliehenden Pescaito ab. Ein heißer Schmerz durchbohrte Pescaito, er war getroffen.









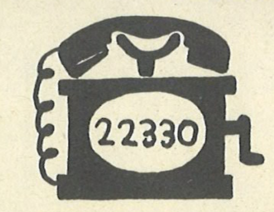






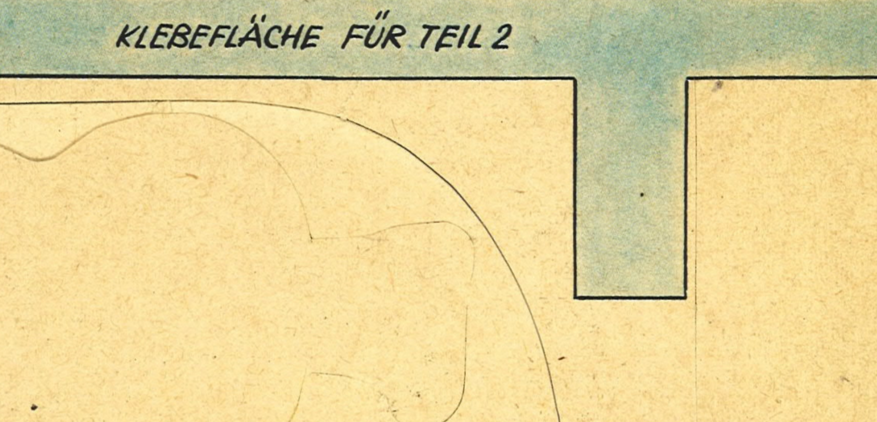


Redaktion „Fröhlich sein und singen“. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler, Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick,



Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen“ im Verlag „Junge Welt“, 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi“, 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt“. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.

KLEBEFLÄCHE FÜR TEIL 2



Baut euch mit den Umschlagseiten dieses Heftes eine

FREUNDSCHAFTSPLASTIK

Die Bastelanleitung steht auf der 2. Umschlagseite. Schmückt mit dieser Papierplastik eure Tische zur Feier des 35. Jahrestages der Befreiung. Nutzt die Plastik zur Gestaltung der Wandzeitung. Schenkt sie den Soldaten der Sowjetarmee. Schickt sie zusammengefaltet an eure Freunde – die Leninpioniere.

Ein Freundschaftsgruß zum 8. Mai 1980

KLEBEFLÄCHE FÜR TEIL 2



TEIL 1 SEITE HIER ABSCHNEIDEN BASTELANLEITUNG UND ERGÄNZUNGSTEIL AUF DER 2. UMSCHLAGSEITE



Elke Didschuneit, 10 Jahre, Schwedt (Oder), „In der Sowjetunion"

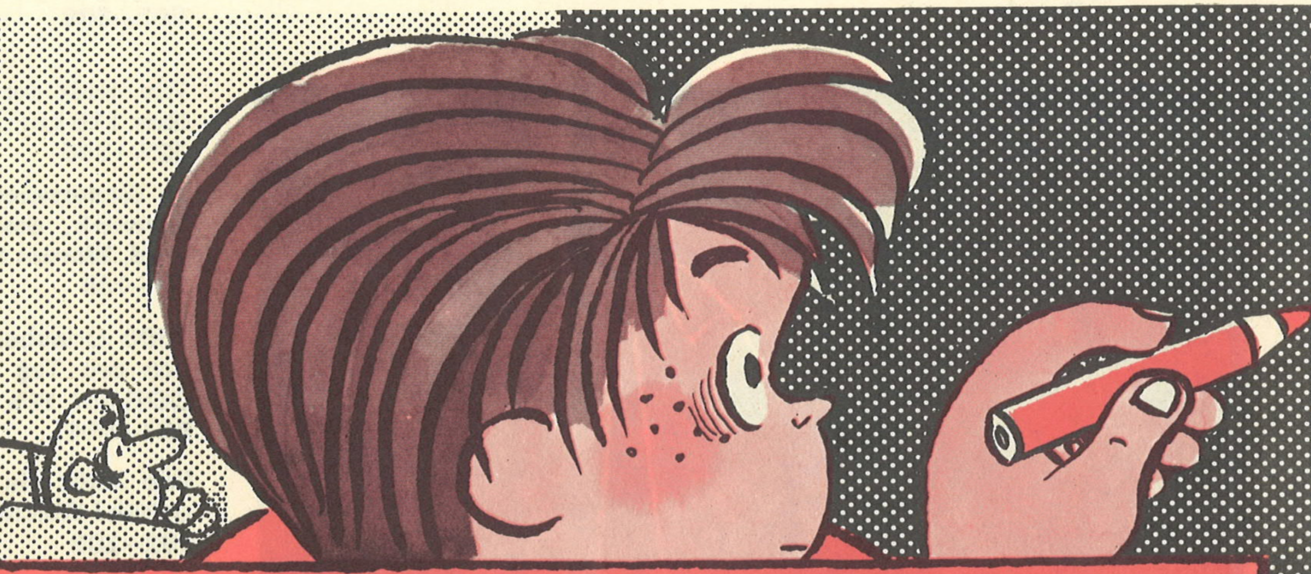
… die DDR?
… n Problem?
… schon gut erfüllt?
… r?
… Führe ein „Turnier mit Dir"
… d Türen, spitze den Stift,
… entscheide dich richtig im

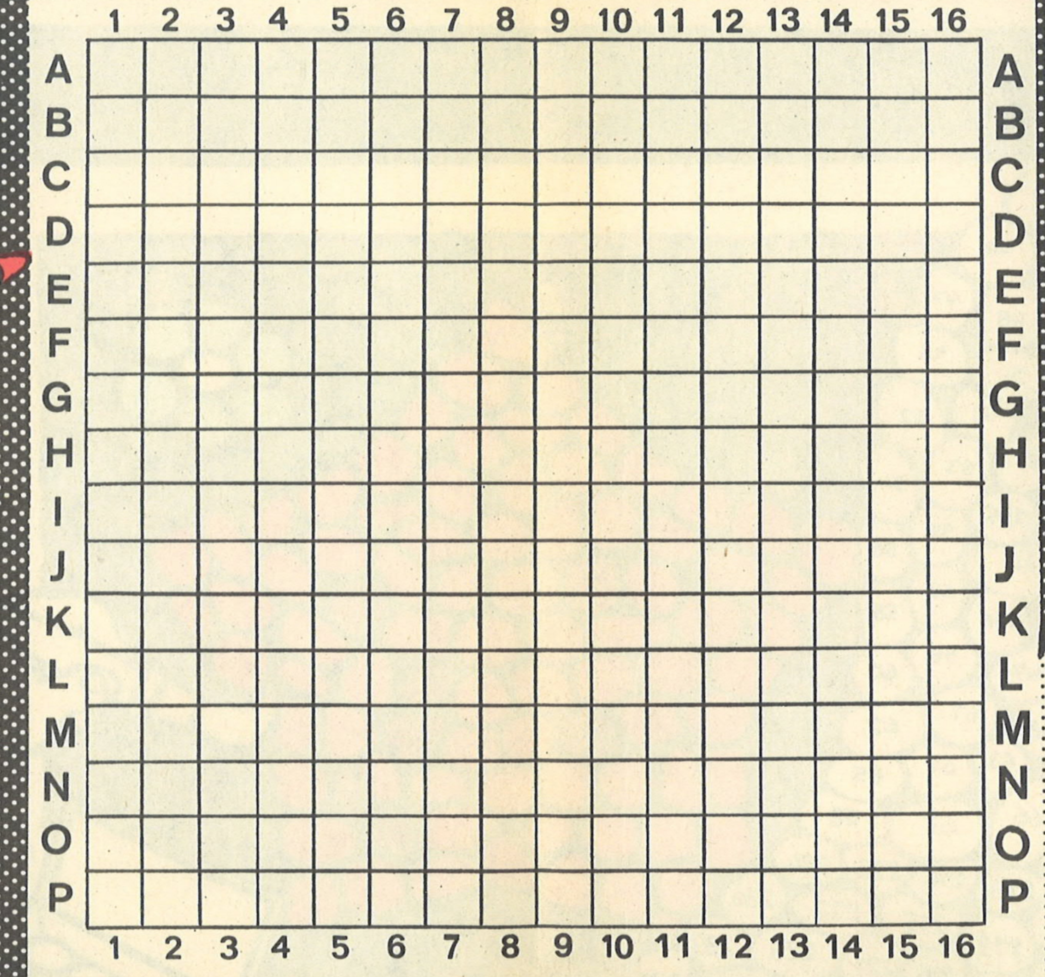
TEST

Text: Dieter Wilkendorf

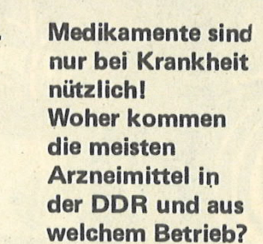
Zeichnungen: Richard Hambach

Die „TEST-REGELN" lauten so: „Entscheide dich – für die richtige Antwort in jedem einzelnen Fragenfeld und damit zugleich für jeweils einige Quadrate in dem Arbeitsfeld in der Mitte des Posters. Male die angegebenen Felder aus. Hast du alle Teil-Fragen richtig beantwortet, ergibt sich eine Zahl, die mit dem 8. Mai, dem Jahrestag der Befreiung unseres Volkes vom Faschismus durch die siegreiche Sowjetarmee untrennbar verbunden ist.









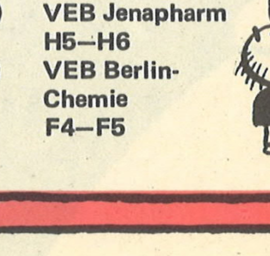
1. Das weißt du: Wie heißt der längste Fluß der DDR mit anteilig 566,3 Kilometern?

A) Elbe C2–D2
B) Spree A3–A7



2. Medikamente sind nur bei Krankheit nützlich! Woher kommen die meisten Arzneimittel in der DDR und aus welchem Betrieb?

A) VEB Jenapharm H5–H6
B) VEB Berlin-Chemie F4–F5



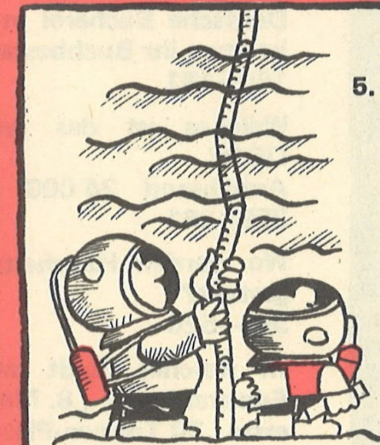
3. Kennst du das größte Schuhkombinat der DDR mit dem Namen „Banner der Arbeit"? Wo ist es?

A) Weißenfels B10–B13
B) Apolda B9–I11



4. Nicht mit Angeln sondern mit Schleppnetzen arbeiten die Trawler des Fischkombinats Rostock. Ist Fischfilet

A) das Schwanzstück vom Fisch P12–P16
B) Fischfleisch ohne Gräten L15–N15



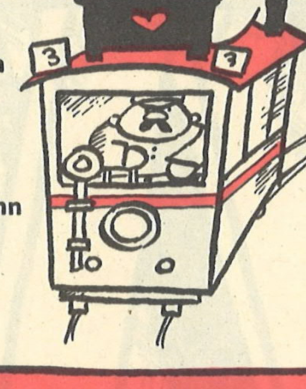
5. Angenommen du willst im tiefsten See der DDR (64 m) baden. Wo mußt du hinfahren?

A) zum großen Stechlinsee I7–L7
B) Müggelsee J5–J3



6. Ein Bett auf dem Dach ist ganz schön übertrieben . . . aber die längste Strecke führt doch von Gotha über Friedrichroda nach Tabarz

A) Pioniereisenbahn K1–M1
B) Straßenbahn G10–H10





7. Klettert mal auf den höchsten Berg der DDR, welcher 1214 m hoch ist. Ist es der?

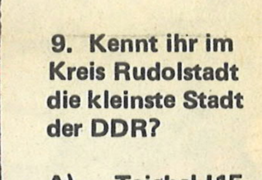
A) Fichtelberg B3–B6
B) Inselsberg A8–A9





8. 365 m hoch, Kaffeeausschank in 207 m Höhe für 200 Personen. Was ist das? Das höchste Bauwerk der DDR!

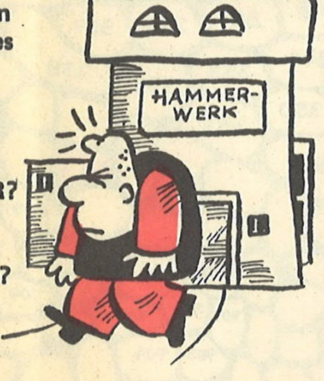
A) Völkerschlachtdenkmal in Leipzig E12–E14
B) Fernsehturm in der Hauptstadt der DDR, Berlin H15–I15





9. Kennt ihr im Kreis Rudolstadt die kleinste Stadt der DDR?

A) Teichel I15–K15
B) Bernau L13–L15



10. Der „Frohnauer Hammer" ist ein altes historisches Kulturzeugnis. Ist es

A) das älteste Hammerwerk der DDR? M2–N2
B) ein Gemälde im Dresdner Zwinger? H13–I13



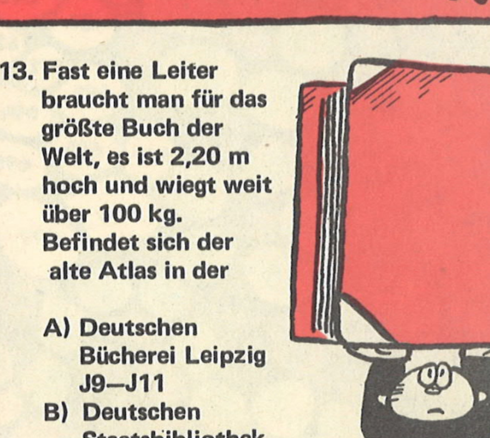
11. In der DDR gibt es viele Rolandfiguren als Standbilder. Das einzige Denkmal mit einem Roland zu Pferde findest du vor dem Rathaus in . . .

A) Haldensleben M10–N10
B) Leipzig D13–D14



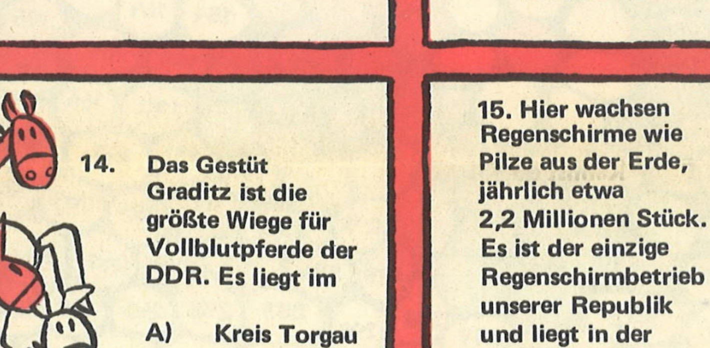
12. Puppen vom Fließband stellt der VEB Piko her, der größte Spielwarenbetrieb der DDR. Er liegt in einer bekannten Spielzeugstadt.

A) in Sebnitz K9–K13
B) Sonneberg M7–N7



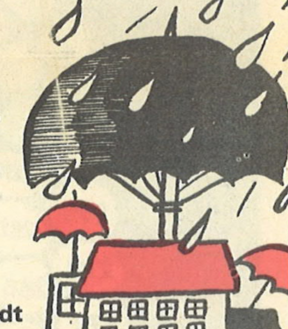
13. Fast eine Leiter braucht man für das größte Buch der Welt, es ist 2,20 m hoch und wiegt weit über 100 kg. Befindet sich der alte Atlas in der

A) Deutschen Bücherei Leipzig J9–J11
B) Deutschen Staatsbibliothek Berlin B14–B15



14. Das Gestüt Graditz ist die größte Wiege für Vollblutpferde der DDR. Es liegt im

A) Kreis Torgau C7–D7
B) Kreis Güstrow E1–E5



15. Hier wachsen Regenschirme wie Pilze aus der Erde, jährlich etwa 2,2 Millionen Stück. Es ist der einzige Regenschirmbetrieb unserer Republik und liegt in der Bezirksstadt

A) Karl-Marx-Stadt G11–G14
B) Schwerin A10–E16



16. Das größte und modernste Raubtierhaus der Welt ist das Alfred-Brehm-Haus. Wohin mußt du fahren, wenn du es besuchen willst?

A) Leipzig L9–L11
B) Berlin O11–O14



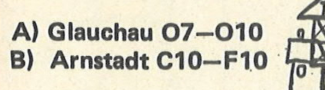
17. Jeder hat schon vom einzigen Indianermuseum der DDR gehört. Wo ist es?

A) in Meißen C13–C14
B) in Radebeul O3–O6



18. Die größte Insel der DDR ist ein beliebtes Urlauberzentrum. Ist es

A) Rügen E7–G7
B) Hiddensee F2–H2



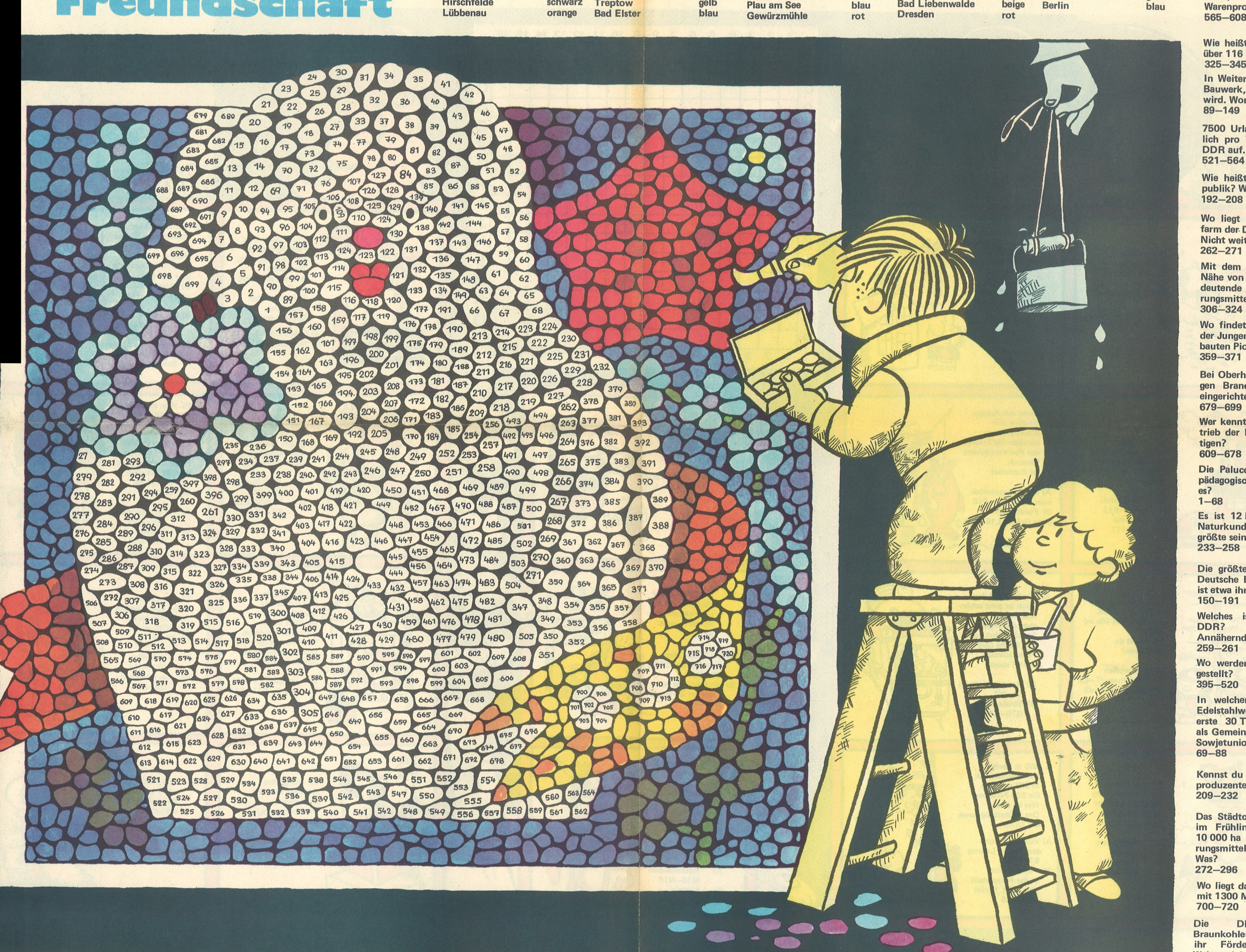


19. Das weiß man nicht gleich: Wie heißt der urkundlich älteste Ort der DDR?

A) Glauchau O7–O10
B) Arnstadt C10–F10

MAL mit am Mosaik der Freundschaft

80 %	blau	1 Million	grün	10 %	grün	Autodurchfahrt	braun	Karl-Marx-Stadt	rot
Wittenberge	rot	Bad Sarow	beige	Wuhlheide	orange	Wasserdurchfluß	grün	Ferienheim	gelb
Freital	orange	Mönkebude	schwarz	Müritz	rosa	Deutsche Reichsbahn	orange	Binnenfischerei	orange
Gurken	blau	Saurierskelett	blau	Talsperre	rosa	500.000	braun	Geld	blau
VEB Staßfurt	schwarz	Motorrad	grün	Bansin	schwarz	Eisenbahnverkehr	blau	Seddinsee	schwarz
VEB Sternradio	orange	Segelboot	schwarz	VEB Warnowwerft	orange	Senftenberger See	grau	Uhrenkombinat Ruhla	schwarz
30 %	rosa	5 Millionen	gelb	Binz	rot	Rostock	rot	Potsdam	grün
Kartoffeln	grau	Bad Berka	rosa	Knäckebrot	gelb	Frankfurt (Oder)	gelb	Gaststätte	blau
Melonen	weiß	Werbellinsee	schwarz	Kühlungsborn	rot	Gera	rot	Brandenburg	braun
Obst	rot	Bad Suderode	grün	CKB Bitterfeld	blau	Eisenach	rosa	Ruhla	grau
Hirschfelde	schwarz	Treptow	gelb	Plau am See	blau	Bad Liebenwalde	beige	Berlin	blau
Lübbenau	orange	Bad Elster	blau	Gewürzmühle	rot	Dresden	rot		



Wie heißt der größte Bezirk der DDR-der Gesamtfläche nach mit 12 572 km²?
297–305

Wie heißt der größte Bezirk der DDR-der Einwohnerzahl nach? (über 2 Millionen)
372–393

Wie heißt die größte Industriestadt der DDR, die 6 % unserer industriellen Warenproduktion liefert?
565–608

Wie heißt der größte See der DDR mit über 116 km²?
325–345

In Weiterswiese liegt in 910 m Höhe ein Bauwerk, das „höchstgelegen" genannt wird. Worum handelt es sich?
89–149

7500 Urlauber halten sich durchschnittlich pro Tag im größten Ostseebad der DDR auf. Wie heißt es?
521–564

Wie heißt die größte Werft unserer Republik? Welchen Namen trägt sie?
192–208

Wo liegt die bekannte, größte Pelztierfarm der DDR?
Nicht weit von welcher Stadt?
262–271

Mit dem Namen Peitzer Teiche in der Nähe von Cottbus verbindet sich eine bedeutende Produktionsstätte der Nahrungsmittelindustrie
306–324

Wo findet ihr in Berlin das größte Haus der Jungen Pioniere der DDR, den neuerbauten Pionierpalast?
359–371

Bei Oberhof gibt es den 3036 Meter langen Brandleitetunnel. Wofür wurde er eingerichtet?
679–699

Wer kennt den größten volkseigenen Betrieb der DDR mit ca. 250 000 Werktätigen?
609–678

Die Palucca-Schule ist das größte tanzpädagogische Institut der DDR. Wo liegt es?
1–68

Es ist 12 Meter
Naturkundemus
größte seiner Ar
233–258

Die größte Bibl
Deutsche Büche
ist etwa ihr Buch
150–191

Welches ist da
DDR?
Annähernd 24
259–261

Wo werden Hau
gestellt?
395–520

In welcher Sta
Edelstahlwerk „
erste 30 Tonne
als Gemeinschaf
Sowjetunion ein
69–88

Kennst du den
produzenten der
209–232

Das Städtchen
im Frühling vi
10 000 ha werd
rungsmittel prod
Was?
272–296

Wo liegt das grö
mit 1300 MW?
700–720

Die DDR
Braunkohlenpro
ihr Förderante
Weltproduktion?
346–358

